

Der Deutsche im Osten

Winterkrieg in Nord und Ost

JAHRGANG 5 ENDE FEBRUAR 1942 HEFT NR. 2

POSTVERSANDORT DANZIG

INHALT

Das Titelbild zeigt einen deutschen Soldaten auf Wacht im Osten.

Die Bildvorlagen sind von:

Heinrich Hoffmann, Berlin, Seite 65, 69, 71; Vitalis Pantenburg, Rodenkirchen, Seite 77, 79, 81, 83; Stadtmuseum Danzig, Seite 94, 95, 96, 97, 98, 99, Kunstdrucktafeln I, II, III, IV.

DIE MITARBEITER DIESES HEFTES:

Theo Anweiler, Feldpostnummer; Julius Bansmer, Wilhelmshaven; Reichskultursenator Friedrich Bethge, Frankfurt (Main); Prof. Dr. Willi Drost, Danzig; Hanns Gottschalk, Breslau; Gauschulungs-Amtsleiter Wilhelm Löbsack, Danzig; Vitalis Pantenburg, Rodenkirchen b. Köln.

Hauptschriftleiter: Dr. Detlef Krannhals, Danzig (z. Zt. im Wehrdienst), i. V. Hanns Strohmenger, Danzig. Verlag: „Der Danziger Vorposten" G. m. b. H., Danzig. Gesamtauslieferung: Vertriebsleitung des Gauverlages „Der Danziger Vorposten" G. m. b. H., Danzig, Elisabethkirchengasse 11/12. Bezugspreise: Vierteljährlich RM. 3,50, Einzelheft RM. 1,50. Durch alle Buchhandlungen und sämtliche Postanstalten zu beziehen.

Druck: A. W. Kafemann, Danzig. Anzeigenverwaltung: „Der Deutsche im Osten", Danzig, Elisabethkirchengasse 11/12. Ruf: 225 51. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Leo Meister, Danzig. Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 3 gültig. Zuschriften nur an „Der Deutsche im Osten", Danzig, Elisabethkirchengasse 11/12.



Der Deutsche im Osten

MONATSSCHRIFT FÜR KULTUR, POLITIK UND UNTERHALTUNG

JAHRGANG 5 ENDE FEBRUAR 1942 HEFT NR. 2



WILHELM LÖBSACK

FINNLANDS SCHICKSALSKAMPF

Das Schicksal hat das kleine finnische Volk in einen Raum gestellt, der seit vielen Jahrhunderten unter dem wachsenden Druck der Völker und Mächte Rußlands stand. Die Finnen haben in diesem immerwährenden Ringen auch unter der Fremdherrschaft ihre Nationalkraft nicht nur erhalten, sondern besonders seit dem 19. Jahrhundert immer stärker entfaltet. Im Zuge der deutsch-russischen Auseinandersetzung während des Weltkrieges gelang es ihnen mit deutscher Waffenhilfe, einen eigenen Staat aufzubauen und der drohenden Bolschewisierung ihres Landes zu entgehen. Wenn es nach 1919 in Finnland und weitmehr im europäischen Westen Politiker gab, die glaubten, daß der russische Druck nun aufhören würde, so bewies die Entwicklung das Gegenteil. Rußlands Wille zur Ostsee wie zum Gesamtzugang zum Eismeer blieb unter dem Bolschewismus nicht nur der gleiche, sondern dieser wurde im Laufe der Jahre immer stärker und in den subvertiven Methoden des Bolschewismus immer gefährlicher. Als im September 1939 der von den Westmächten Deutschland aufgezwungene Krieg ausbrach, sahen die Sowjets, damals noch stille Teilhaber unserer Gegner, die Gelegenheit gekommen, die alten Pläne im Norden schnell zu verwirklichen. Finnland sollte das Schicksal der baltischen Staaten blühen, aber den ultimativen Forderungen der Sowjets setzte Finnland ein entschiedenes Nein entgegen. Es wollte lieber kämpfen, als freiwillig kapitulieren. Der Ablauf des Winterkrieges zerstörte aber manchen roten Blütentraum über die finnische Widerstandskraft. — Als am 12. März 1940 der Friede zu Moskau geschlossen wurde und Finnland trotz seines heldenhaften Kampfes wesentliche Gebietsabtretungen und andere bedeutsame Konzessionen machen mußte, wurde in dem kleinen, auf dem Schlachtfelde unbesiegbaren Staat niemand recht froh. Zwar hatte Molotow bei einer Konferenz im Kreml am 21. März 1940 dem finnischen Vertreter erklärt: „Die Sowjetunion ihrerseits beabsichtigt, den Friedensvertrag zu halten. Wir sind der Meinung, daß jetzt alle Fragen mit Finnland ein für allemal gelöst sind.“ Im Laufe des Gesprächs unterstrich er diese Mitteilung mit den Worten: „Wir sind der Ansicht, daß alle Fragen mit Finnland ihre Lösung erhalten haben, die der Sicherheit von Leningrad, der Murmanküste und der Murmanbahn mitgerechnet. Zwischen uns bestehen also keine Streitfragen mehr.“ Trotz dieser Geste und übereifrigen Kommentaren der Westmächte wurde niemand das unheimliche Gefühl los, daß das Moskauer Zwangsdiktat gar kein echter Friede sei und der gewaltige Gegner jeden Tag plötzlich noch einmal zum Schlage ausholen könnte, um dann allerdings das an sich schon schwer erschöpfte kleine Finnland im Ringen von 200 gegen 3 Millionen Menschen restlos zu erdrücken.

So blieb die außenpolitische Frage für Finnland nach wie vor beherrschend, wenn sie auch zwangsläufig mehr und mehr aus der öffentlichen Debatte verschwand und innerpolitische Probleme in den Vordergrund traten. Mit der dem finnischen Volk eigenen Zähigkeit ging man an die Lösung der durch den Krieg und die Friedensbestimmungen aufgetretenen Probleme heran. Die Meisterung dieser Aufgaben wurde durch die Tatsache des englischen Krieges gegen Deutschland gerade in diesem Lande, das große Wirtschaftsverbindungen mit England und Amerika hatte, erschwert. Drei große Fragenkomplexe standen im Vordergrund. Erstens die nicht zuletzt durch die Auswirkung der englischen Blockade recht schwierige Versorgungslage. Zweitens die zwingende Notwendigkeit, ein gesundes Verhältnis zwischen Lohn und Preis aufrechtzuerhalten und drittens die Um- und Ansiedlung der Karelier. Mit der Abtretung der karelischen Gebiete an die Sowjetunion waren über 400 000 Karelier nach Finnland zurückgewandert. Man darf dabei nicht vergessen, daß es sich immerhin um ein Achtel der Gesamtbevölkerung handelte. Die Lösung solcher Fragen ist in einem vom Krieg schwer mitgenommenen und kaum 20 Jahre

alten Staat außerordentlich schwer und mit den dort üblichen parlamentarischen Mitteln bei allem Eifer nur schwer zu erreichen. Obwohl Deutschland nicht in der Lage war, während des Winterkrieges Finnland zur Seite zu stehen, hatte die traditionell freundschaftliche Einstellung Finnlands zu Deutschland darunter grundsätzlich nicht gelitten.

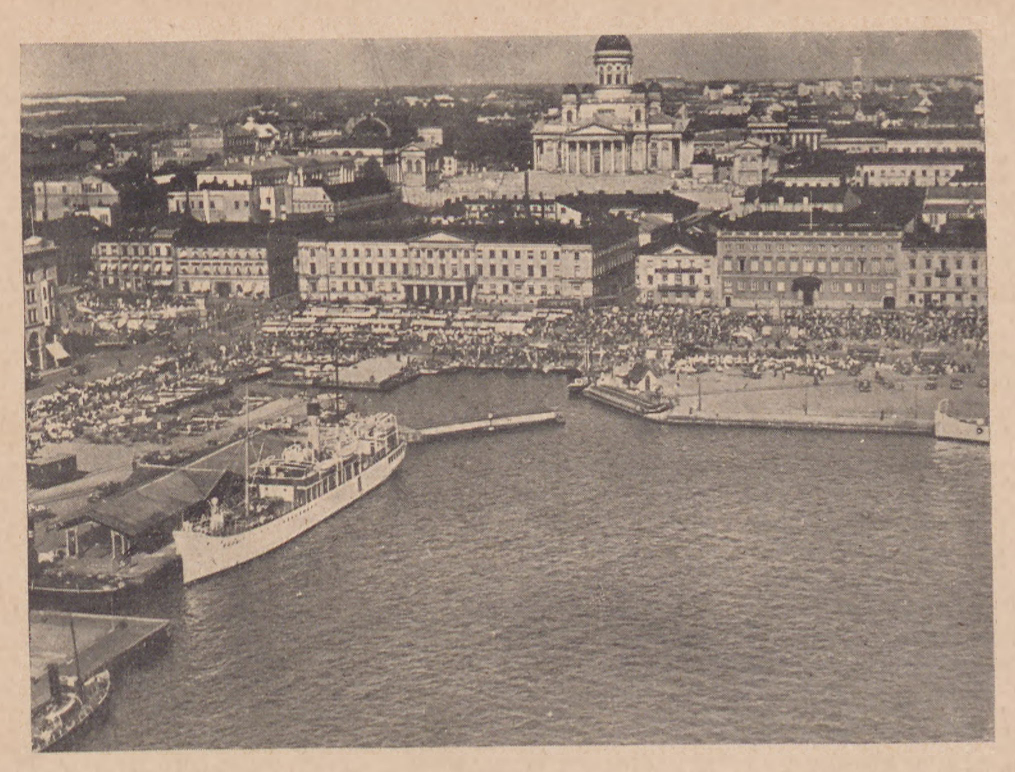
Wie verhielt sich nun die Sowjetunion nach dem Moskauer Frieden gegenüber Finnland, das mit allen Mitteln bemüht war, neue Reibungsflächen zu vermeiden und die schweren, schmerzlichen Friedensbedingungen zu erfüllen? Es zeigte sich schon wenige Tage nach dem 12. März 1940 und dann im Laufe der Monate immer stärker, daß die Sowjetregierung die sogenannte Friedensperiode nur als eine Atempause betrachtete und immer mehr und offensichtlicher entschlossen war, sich über die Bestimmungen des von ihr mitunterzeichneten Vertrages hinwegzusetzen, durch die Einmischung in die inneren Verhältnisse Finnlands den Staat zu unterhöhlen und durch immer erneute erpresserische Forderungen den Verhandlungspartner niederzudrücken, also mit einem Wort einen neuen Krieg in jeder Richtung vorzubereiten, um entweder in Form der bewaffneten blutigen Umwälzung von innen her oder durch einen erneuten Angriff gegen den immer schwächer werdenden Gegner diesen zu erledigen.

Lüge und Heuchelei zeichneten bei dieser Entwicklung nicht nur die sowjetische Presse und Rundfunkpropaganda, sondern ebenso sehr die Erklärungen der offiziellen Regierungsvertreter aus. Die Finnen brauchten nur über das Wasser hinweg nach Estland und den übrigen baltischen Staaten zu schauen, um bei der Betrachtung des tragischen Schicksals des Baltikums die ihnen von den Sowjets zugedachte Zukunft klar zu ersehen. Wenn auch in der Zeit von März 1940 bis Juni 1941 einige im Kern der Sache unwesentliche Schwankungen der bolschewistischen Taktik festzustellen waren, so lag das nicht etwa an einer plötzlichen Einsicht, sondern lediglich an machtpolitischen Veränderungen auf dem europäischen Kontinent, die die sowjetischen Positionen und Pläne erheblich beeinflußten. So sei nur an die Auswirkungen des Norwegenfeldzuges und der deutschen Balkanpolitik in dem erwähnten Zeitraum erinnert.

Der sowjetische Druck gegen Finnland vollzog sich auf verschiedenen Gebieten und in den mannigfaltigsten Formen, wobei das oben erwähnte Ziel stets das gleiche blieb. Es lassen sich sechs wesentliche Abschnitte dieses Kampfes in der Phase zwischen den Kriegen herausnehmen.

I. Schwierigkeiten bei der Durchführung des Friedensvertrages und der fehlende Wille der Sowjetunion, zu normalen Beziehungen überzugehen. Im Zusammenhang mit dem Friedensschluß wurden unerwartet Forderungen erhoben, welche erneute Gebietsabtretungen in Nordostfinnland und den Bau der Salla-Bahn betrafen. Die sowjetischen Truppen rückten weit schneller als vereinbart in die abgetretenen Gebiete ein und erschwerten bzw. verhinderten die Evakuierung der Bevölkerung. Willkürlich wurden finnische Soldaten und Zivilisten, die man auf diese Art noch antraf, festgenommen und unter dem Vorwand der Spionage nicht ausgeliefert. Bei der Festsetzung der neuen Grenzlinie wurde von den Sowjets mit veralteten bzw. mit verfälschten Karten gearbeitet, damit man noch wertvolles Gelände mit bedeutsamen Anlagen, wie Kraftwerke usw., hinzubekam. Die ursprünglich zugesagte Regelung der Fischerei-Rechte auf dem nördlichen Eismeer und dem finnischen Meerbusen wurde von der Sowjetunion abgelehnt. Auf natürliche Schwierigkeiten, die der finnischen Regierung bei der Durchführung der Friedensbestimmungen durch Mangel an Material und andere Umstände entstanden, wurde keine Rücksicht genommen, sondern Finnland grundlos böswilliger Verzögerung beschuldigt.

II. Der Friede erhielt nicht den seitens der Sowjetunion zugesicherten Rechtsschutz und wurde immer mehr der Deckmantel für neue Erpressungen. Schon vor dem Ausbruch des Winterkrieges war der Gedanke eines nordischen Verteidigungsbündnisses zwischen Finnland, Schweden und Norwegen aufgetaucht. Am 15. März 1940 teilte das Staatsinformationsamt in Helsinki mit, daß unter den drei Ländern diese Frage wieder aufgenommen werden sollte. Molotow erklärte daraufhin dem finnischen Vertreter in Moskau, daß die Sowjetregierung die Beteiligung Finnlands an einem solchen Bündnis als Angriffsdrohung gegen die Sowjetunion und böswillige Verletzung des



Helsinki, die Hauptstadt Finnlands

Friedensvertrages ansehen würde. Finnland war schließlich gezwungen, unter dem Druck der Verhältnisse von der Verwirklichung des Planes abzusehen. Das war der erste brutale und erfolgreiche Eingriff in die außenpolitischen Hoheitsrechte des finnischen Staates.

Hinsichtlich der Rückerstattungsansprüche für aus Südostfinnland evakuiertes Eigentum, ließ die Sowjetunion Finnland immer im Unklaren über den Umfang ihrer Forderungen, um je nach Belieben neue Erpressungen anmelden zu können. Bei der Frage der Entschädigung für Zerstörungen gebrauchte Molotow sogar mehrfach den Ausdruck „Kriegskontribution". Er betonte, wie edelmütig die Sowjetunion gehandelt hatte, als sie Finnland keine Kriegskontribution auferlegte. Die im Friedensvertrag vorgesehene Gründung eines sowjetischen Konsulates in Petsamo wurde sehr bald der Anlaß zu Schwierigkeiten und Differenzen. Die Sowjetunion verlangte, daß dieses Konsulat einen Wirkungskreis haben solle, der weit über den vorgesehenen Regierungsbezirk Lappland hinausging. Die Gründe hierfür waren durchsichtig. Das Personal des Konsulates trieb offensichtlich Spionage und die Sowjetunion verlangte frech und dreist für ihre Vertreter unbeschränkte Bewegungsfreiheit und sogar die Benutzung unterseeischer Verkehrsmittel! Es störte sie dabei gar nicht, daß ihre Beamten dann und wann unter falschem Namen reisten und sonstige dunkle Dinge trieben.

III. Systematische Einmischung in die inneren Angelegenheiten Finnlands. Sowie die Sowjetvertreter ihre Tätigkeit aufgenommen hatten, bemühten sie sich, kommunistische Strömungen zu organisieren bzw. zu verstärken, Demonstrationen zu organisieren und die landesverräterische Tätigkeit der finnisch-sowjetischen Friedens- und Freundschaftsgesellschaft mit allen Mitteln zu fördern. Die Sowjetdiplomaten scheuten sich dabei nicht, an an sich belanglosen Zusammenrottungen in Helsinki im offiziellen Diplomatenwagen teilzunehmen. Durch mehrere Rundfunksender wurde systematisch gegen die finnische Regierung gehetzt und man machte dabei nicht einmal vor den offiziellen Persönlichkeiten halt. Die Regierung

wurde grundsätzlich als „die Tannersche und Mannerheimsche Regierungsbande" bezeichnet.

Die Zahl der diplomatischen Konsularvertreter der Sowjetunion hatte sich mehr als verdoppelt. Diese reisten viel im Land umher, um Nachrichten zu beschaffen, Agenten zu werben und besonders die Unterlagen über die Befestigungen an der neuen Grenze zu bekommen. Das auf russischen Druck hin auf den Alands-Inseln eingerichtete Sowjetkonsulat bemühte sich, dort separatistische Bemühungen zu organisieren. Man entsandte geschulte Spione, und auch nur für kurze Zeit in das Land geschickte Agenten erhielten Anweisung für ihre Tätigkeit im etwaigen Kriegsfalle.

Der Gipfelpunkt der Frechheit war der Versuch der Sowjetunion, die Zusammensetzung der finnischen Regierung und die Wahl des Staatspräsidenten zu beeinflussen. Molotow erklärte dem finnischen Vertreter in Moskau, daß das Verbleiben der Minister von Born und Fagerholm unerwünscht sei. Der Rücktritt Tanners wurde mehrfach als dringend notwendig bezeichnet.

Als Ende 1940 die Wahl eines neuen finnischen Staatspräsidenten akut wurde, gab Außenminister Molotow dem finnischen Vertreter in Moskau, Paasikivi, ausgerechnet am nationalen Unabhängigkeitstag, dem 6. Dezember 1940, folgende Erklärung ab: „Wir wollen uns nicht in die Angelegenheit einmischen und keine Andeutungen über die Kandidatur des neuen Präsidenten machen, aber wir verfolgen die Wahlvorbereitungen genau. Ob Finnland Frieden mit der Sowjetunion wünscht, werden wir daraus schließen, wer zum Präsidenten gewählt wird. Es ist klar, daß, wenn ein Mann wie Tanner, Kivimaeki, Mannerheim oder Svinhuvud zum Präsidenten gewählt wird, wir daraus die Folgerung ziehen, daß Finnland den mit der Sowjetunion geschlossenen Friedensvertrag nicht erfüllen will."

Deutlicher konnte die Sowjetregierung nicht betonen, daß sie überhaupt keinen Rechtszustand anerkannte und sie den finnischen Staat bereits als sich ausgeliefert betrachtete. Dieses alles geschah, obwohl die Sowjetvertreter bei den Friedensverhandlungen versichert hatten, daß die Sowjetunion sich niemals in die inneren Angelegenheiten Finnlands einmischen werde.

IV. Die bewußte Ausnutzung der finnischen Notlage zur Erpressung von Machtbefugnissen. Vier Monate nach dem Moskauer Frieden überreichte die Sowjetunion der finnischen Regierung Anfang Juli 1940 den Vorschlag, den Eisenbahnzügen der Sowjetunion das Durchfahrtsrecht nach Hangö und zurück auf den finnischen Staatseisenbahnen zu gewähren. Die finnische Regierung bemühte sich in langen und schweren Verhandlungen diese außerordentlich gefährliche und weittragende Forderung zu verringern, wenn es nicht gelingen würde, sie ganz abzubiegen. Die Sowjets blieben aber stur und man erreichte nur, daß die Zahl der Züge genau begrenzt wurde und die Reisenden nicht bewaffnet sein durften. Es gelang nicht, zu verhindern, daß uniformierte Personen, also Soldaten, und Kriegsmaterial befördert wurden. Damit hatte die Sowjetunion erreicht, daß sie mitten im sogenannten Frieden in ihre zweifellos offensiv aufgebaute Stellung Hangö ungehindert Truppen und Materialtransporte nicht nur zur See, sondern auch auf dem Landwege, der über die finnische Hauptstadt führte, befördern konnte.

Bei den Besprechungen nach dem Moskauer Frieden hatte die Sowjetregierung hinsichtlich der Aland-Inseln erklärt, daß das Interesse Schwedens an der Verteidigung des Zugangs zum Bottnischen Meerbusen ebenso natürlich sei, wie für die Sowjetunion der Besitz von Hangö zur Verteidigung der Einfahrt in den finnischen Meerbusen, und die Sowjetunion nichts gegen die Befestigung Alands habe. Obwohl der Friedensvertrag keine Bestimmungen über Aland enthielt, forderte die Sowjetunion ausgerechnet kurz vor der Unterzeichnung des Handelsvertrages mit Finnland, daß die Aland-Inseln entweder entmilitarisiert oder zusammen mit der Sowjetunion befestigt werden sollten und daß sie das Recht haben müßte, die Durchführung dieser Maßnahmen zu kontrollieren. Am 3. Juli teilte die finnische Regierung der Sowjetunion mit, daß mit der Entfernung der Truppen und Niederlegung der Befestigungen auf den Aland-Inseln begonnen sei. Nach alter Gangster-Methode schnitt Molotow daraufhin die Frage der Kontrolle an und verlangte und erreichte dafür die Genehmigung zur Gründung eine Konsulates auf Aland.



Ein Wahrzeichen der wiedereroberten finnischen Stadt Wiborg, der altehrwürdige Turm der Agricolakirche

Die Finnen waren durch wiederholte Bemerkungen Molotows, daß die Sowjetunion gnädigerweise den Eismeerhafen Petsamo im Besitz Finnlands gelassen habe, aufmerksam geworden und so überraschte es sie nicht, daß Molotow am 23. Juni 1940 mitteilte, daß sich die Sowjetunion für die in der Nähe dieses Gebietes befindlichen Nickelminen interessiere. Molotow warf dabei die Frage auf, ob Finnland der Sowjetunion nicht eine Konzession darauf geben oder auf die Bildung einer gemeinsamen Gesellschaft eingehen oder die Sache auf irgendeine andere Weise ordnen wolle. Der finnische Vertreter Paasikivi erwiderte darauf, daß die Konzession einem englischen Trust erteilt sei und daß, wenn Finnland freie Hand hätte, ebenso gern der Sowjetunion Nickel verkaufen würde. Der Kampf um die Nickelminen war sehr bewegt und führte zeitweise zu einer außerordentlichen Verschärfung des an sich schon gespannten finnisch-sowjetischen Verhältnisses. Die Nickelgruben bei Petsamo waren ein Schulbeispiel dafür, wie sich die Interessen der Großmächte in diesem nördlichsten europäischen Winkel kreuzten. England hatte eine Konzession auf die Gruben und die Sowjetunion war bestrebt, diesen für die Kriegsindustrie wichtigen Rohstoff allein in die Hand zu bekommen. Gewisse deutsche Interessen standen ebenfalls außer Zweifel, und es ist wieder einmal bezeichnend für die bis an den Rand des Möglichen gehende Verständigungsbereitschaft des Führers, daß Molotow am 19. November 1940 nach seinem Berliner Besuch Paasikivi mitteilen konnte, daß er die Nickelfrage besprochen habe und daß Deutschland auf die Konzessionsforderung verzichte und nichts dagegen habe, daß die Konzessionen auf die Sowjetunion übertragen würden. Bei dem Ringen um die Ausschaltung Englands nach dem Motto, daß die Freundschaft unter Gaunern dort aufhört, wo es um den Raub geht, nahm der damalige Botschafter, Sir Stafford Cripps, in Moskau eine außerordentliche bezeichnende Haltung ein. Es ist bekannt, daß Cripps als linksradikaler Labourmann stets der eifrigste Förderer der englisch-sowjetischen Beziehungen war und heute als Vertrauensmann Stalins dessen Wünsche in London durchzusetzen hat und sich der Unterstützung kommunistischer Strömungen in England widmet. Molotow wie sein Vertreter Vyschinski erklärten den Finnen wiederholt, daß Botschafter Cripps betont habe, daß England gegen eine Übertragung der Konzession auf die Sowjetunion nichts einwende. In London hatte man dem finnischen Vertreter das Gegenteil gesagt. Cripps scheute sich also nicht, seine eigene Regierung zu desavouieren, um Stalin gefällig zu sein. Inzwischen waren Monate mit Verhandlungen vergangen und wie Paasikivi berichtet, wurde er von Molotow und den anderen Herren wiederholt in sehr übler Laune empfangen und ihm unmißverständlich mitgeteilt, daß die Sowjetunion zu „anderen Maßnahmen" bereit sei. Da sich die finnische Regierung einen Abbruch der Verhandlungen mit all den gefährlichen Folgen, auf die seitens des Kontrahenten mehrfach hingewiesen worden war, nicht leisten konnte, mußte sie Zugeständnisse machen und so ging man darauf ein, daß statt einer Konzessionsgesellschaft eine gemischte Minengesellschaft gebildet wurde. Darüber hinaus verharrte nun aber die Sowjetunion bei ihrer Forderung, daß in der Direktion „Gleichberechtigung" herrschen und die Leitung der Geschäfte in den Händen von Sowjetrussen liegen sollte. Es trat offen zutage, daß es hier letzten Endes nicht allein um eine wirtschaftliche, sondern entscheidend um eine militärische Frage ging und man u. a. mit der Infiltrierung sowjetischer „Arbeiter", in Wirklichkeit auch eine militärische Basis zur Beherrschung Petsamos schaffen wollte. Bei dem Streit um die Nickelminen kam es zu keiner endgültigen Lösung und schließlich trat er in den Hintergrund unter den Spannungen der Frühjahrsmonate 1941.

V. Der Handelskrieg gegen Finnland. Obwohl zwischen Finnland und der Sowjetunion ein Handelsvertrag geschlossen war, stellten die Sowjets im Januar 1941 ihre Lieferungen unter nichtigen Vorwänden ein und eröffneten damit unter brutaler Verletzung des Handelsvertrages den Handelskrieg gegen Finnland. Bezeichnend für den Zynismus der amtlichen Sowjetvertreter ist folgender Vorfall, den Paasikivi am 14. Februar 1941 meldet:

„Bei der Diskussion am 12. Februar mit Herrn Vyschinski (dem Vertreter Molotows) sagte ich im Scherz: „Der Posten des geschäftsführenden Direktors (es ging um die Nickelminen bei Petsamo) ist eine zu geringfügige Sache, als daß Sie deswegen

einen Krieg mit uns anfangen würden." Herr Vyschinski erwiderte: „Wir sind schon im Handelskrieg miteinander."

VI. Grenzverletzungen durch die Sowjetunion. In der Zeit zwischen den Kriegen, also von Mitte März 1940 bis Ende Juni 1941 ereigneten sich allein 85 Grenzverletzungen durch sowjetische Flugzeuge und 109 andere Grenzzwischenfälle. Hierbei handelte es sich in erster Linie um Aktionen von Fahrzeugen der roten Marine, Grenzüberschreitungen von Spähtrupps und Schießereien. Dazu gehört die Abschießung des Verkehrsflugzeuges „Kaleva", das am 14. Juni 1941 auf dem Flug von Reval nach Helsinki von zwei russischen Jägern abgeschossen wurde. Kurz darauf traf an der Absturzstelle ein sowjetisches U-Boot ein und nahm die Post, darunter Diplomatenpost, an sich. Sämtliche Insassen kamen ums Leben.

Diese in ihrer Anlage und Methode wechselnden Erpressungs- und Terrormaßnahmen führten zwar zu nicht unwesentlichen Zugeständnissen der Finnen, aber noch längst nicht zu dem gewünschten Erfolg. Der Plan, Finnland durch eine innere Umwälzung oder durch wirtschaftlichen oder politischen Druck den Sowjets in die Hand zu spielen, scheiterte an der unerschütterlichen Vaterlandsliebe und dem irgendwie angeborenen Gefühl der Finnen für die latente Bedrohung ihres Lebens durch Rußland. Der Ablauf dieses Kampfes zwischen den Kriegen vollzog sich unter den Aspekten der großen militärischen und weltpolitischen Geschehnisse im deutsch-englischen Krieg. Die sogenannten Freunde Finnlands während des Winterkrieges — und hier ist besonders England zu nennen —, die ihm im Geist, aber nicht in Wirklichkeit zur Seite stehen wollten, glaubten im Frühjahr 1940 unter dem Vorwand der Finnlandhilfe eine Gelegenheit zu finden, Deutschland in die Flanke zu fallen. Dieses Manöver, das, wenn es gelungen wäre, zwangsläufig auch das Ende der finnischen Selbständigkeit bedeutet hätte, scheiterte an der Wachsamkeit des Führers und wurde durch den einzigartigen Norwegenfeldzug Deutschlands zu einer weittragenden und vernichtenden Niederlage unserer Gegner.

Im Herbst 1940 hielt Stalin den Zeitpunkt für gekommen, um seine beliebten Erpressungsmethoden nun auch gegenüber Deutschland anzuwenden. Der Führer hat in seiner weltgeschichtlichen Rede vom 22. Juni 1941 den Schleier über den Inhalt der Unterhaltung gelüftet, die er mit Molotow bei dessen Besuch in Berlin im November 1940 hatte. Dabei wurde auch das Schicksal Finnlands entschieden. Molotow fragte den Führer: „Rußland fühle sich erneut von Finnland bedroht, Rußland sei entschlossen, dies nicht zu dulden. Sei Deutschland bereit, Finnland keinerlei Beistand zu geben und vor allem die nach Kirkenes zur Ablösung durchmarschierenden deutschen Truppen sofort zurückzuziehen?" Der Führer antwortete Stalin durch Molotow: „Deutschland habe nach wie vor in Finnland keine politischen Interessen. Ein neuer Krieg Rußlands gegen das kleine finnische Volk aber könne von der deutschen Reichsregierung als nicht mehr tragbar angesehen werden, um so mehr, als wir an eine Bedrohung Rußlands durch Finnland niemals glauben könnten. Wir wollten aber überhaupt nicht, daß in der Ostsee nochmals ein Kriegsgebiet entstehe." Damit waren die letzten Zweifel beseitigt, und wenn irgend jemand sich noch im Unklaren darüber gewesen wäre, welches Schicksal dem finnischen Volk sieben Monate nach dem feierlichen Frieden von Moskau zugedacht war, der brauchte nur nach den baltischen Staaten hinüberzuschauen. Vor wenigen Wochen kam aus Budapest die Meldung, daß ein ausländischer Journalist aus Moskau Unterlagen über die sowjetischen Pläne mit den Ungarn, den Polen und den Finnen mitgebracht hätte. Danach sollten die Finnen in das Lena-Gebiet, also nach Sibirien, umgesiedelt werden. Das hätte den Untergang des finnischen Volkes bedeutet. So kam es im Zuge der Geschehnisse in der ersten Hälfte des Jahres 1941 zum erneuten Kriege zwischen Finnland und der Sowjetunion, allerdings anders, als Stalin es sich gedacht hatte. Seine Vorbereitungen gegenüber Finnland waren umfassend und zweifellos durchdacht. Nach Hangö waren große Panzerabteilungen und zahlreiche schwere Artillerie verlegt. Mit Recht sagte der finnische Staatspräsident Ryti in seiner Rundfunkrede am 26. Juni 1941: „Hangö war eine gegen das Herz Finnlands gerichtete Pistole", und er fügte hinzu, daß der Plan, das finnische Eisenbahnnetz durch die Salla-Bahn mit der Murman-Linie zu verbinden, der Sowjetunion eine neue Angriffsrichtung zur Ver-

fügung gestellt hatte und daß die Drohung, die sich hinter dieser Forderung verbarg, zwar zunächst ein gegen den Rücken Finnlands gerichteter Dolch war, der gegen ganz Nordskandinavien gedacht war.

+

Ich hatte Gelegenheit, Finnland Ende Januar 1941, also auf dem Höhepunkt der Petsamo-Nickel-Krise, zwischen den Kriegen und zu gleicher Zeit 1942, also nach siebenmonatigem schwerem Ringen, in diesem Krieg zu besuchen. Damals war trotz der großen Geschäftigkeit bei der Meisterung der am Anfang geschilderten Probleme die ungeheure Spannung im Gespräch mit jedem Finnen spürbar. Quälende Ungewißheit über das kommende Geschehen lag über dem ganzen Volk. Immer tauchte die Frage auf, was wird Deutschland tun, wenn Rußland erneut über uns herfallen sollte. Das Volk konnte nicht wissen, daß der Führer durch seine Antwort an Molotow das finnische Volk praktisch schon im November 1940 unter seinen Schutz genommen hatte. Besonders die Engländer arbeiteten damals in Finnland intensiv gegen Deutschland. Als ich jetzt nach einem Jahr wiederkam, war alles ganz anders. Die Würfel waren gefallen. Von Ungewißheit konnte und kann keine Rede mehr sein. In beispielhaftem Einsatz steht das ganz finnische Volk trotz schwerster Opfer an Gut und Blut in der Vergangenheit auch jetzt seinen Mann. Als der Führer in einer seiner letzten Reden die Finnen wieder einmal besonders anerkennend erwähnte und sie als ein Heldenvolk bezeichnete, sprach er allen Deutschen aus dem Herzen. Bei meiner Finnlandreise im Januar 1941 waren unter meinen Zuhörern nur wenige deutsche Soldaten, die ihren Dienst an der deutschen Etappenlinie nach Kirkenes versahen. Jetzt stehen deutsche Einheiten seit Beginn des Kampfes gegen die Sowjetunion Schulter an Schulter mit unseren finnischen Waffenbrüdern an der gewaltigen Front von Petsamo bis zum Ladoga-See. Sie kämpfen am Eismeer wie im karelischen Urwald, und ich habe in Unterhaltung mit deutschen Verwundeten und von der Front zurückkehrenden Kameraden wie auch finnischen Soldaten und Offizieren festgestellt, daß auf beiden Seiten ein wahrhaft brüderlich zu nennendes Kameradschaftsverhältnis besteht. Durch ihren Einsatz wurde Karelien befreit, deutsche und finnische Truppen stehen am Swit; Hangö ist wieder genommen, die Petsamofront offensiv gesichert und die rote Marine durch die Aktionen deutscher und finnischer Seestreitkräfte dezimiert bzw. im Hafen von Kronstadt eingeschlossen. Heute können die Engländer ihr dunkles Spiel in Finnland nicht mehr treiben. Am 6. September 1941 erfolgte der endgültige Abbruch der Beziehungen. England übermittelte Finnland sein Bekenntnis zur Gewalt genau so am Unabhängigkeitstage, wie es ein Jahr zuvor Stalin mit der Erpressung hinsichtlich der Präsidentenwahl getan hatte. Diesem Akt gingen viele und gefährliche englische Umtriebe voraus. Durch seine Blockade hatte England versucht, Finnland doch noch von Deutschland zu entfernen, und mit dem Navycertsystem übte es wachsenden Druck aus. In gerissener Weise waren solche Engländer als Kontrolleure eingesetzt, die über beste persönliche Beziehungen zu Finnen verfügten. Heute ist England mit Rußland gegen Finnland verbündet, und es entbehrt nicht der Ironie, wenn dann ausgerechnet Mister Eden, nachdem er in Moskau war und Stalin einen Blankoscheck über Europa gab, der allerdings am Nimmerleinstag einzulösen ist, erklärt, Stalin hätte zugesagt, daß es später bei den im Moskauer Frieden am 12. März 1940 festgelegten Grenzen zwischen Finnland und Rußland bleiben solle. Der frühere Botschafter Cripps ist etwas offenherziger. Er hat nach seiner Rückkehr aus London ohne weiteres zugegeben, daß Stalin in Europa selbstverständlich freie Hand bekäme. Die Finnen wissen, was sie von diesem Schattenspiel und von der Glaubwürdigkeit der Versprechungen Stalins wie Edens zu halten haben!

Es ist klar, daß das kleine finnische Volk unter den gewaltigen Anstrengungen des Krieges mehr leidet, als etwa das große deutsche Volk, das sowohl menschenmäßig wie wirtschaftlich über ganz andere Grundlagen verfügt. Um so bewundernswerter sind die großen Anstrengungen der Finnen. Unter allen Völkern, die an diesem großen Kriege beteiligt sind, ist bei den Finnen der höchste Prozentsatz unter Waffen. Die finnische Frau steht in der inzwischen in der ganzen Welt berühmt gewordenen Organisation „Lotta Svaerd“ an der Seite des finnischen Frontkämpfers. Das Wirtschaftsleben ist unter diesen Umständen nicht leicht in

Ordnung zu halten, aber auch die hier auftretenden Probleme werden gemeistert. Auf dem Gebiete der Ernährung mußten sich die Finnen außerordentliche Einschränkungen auferlegen. So erhielt beispielsweise ein Erwachsener im ganzen Monat Dezember 150 Gramm Fett. Aber auch auf dem Gebiet der Ernährung wird den Finnen ein gewisses Lebensminimum erhalten bleiben, da Deutschland sie selbstverständlich auch in dieser Richtung nicht verläßt. Manche politischen und sozialen Sorgen und Probleme sind heute auch in Finnland ungelöst, aber durch den Krieg in den Hintergrund getreten. Wie auch die politische Einstellung des Einzelnen sein mag, so zeigt das ganze Volk eine absolute Geschlossenheit im Einsatz gegen den östlichen Erbfeind und in der Erkenntnis, daß in der Einheit gerade die Quelle seiner Kraft liegt. Jede Spekulation unserer gemeinsamen Gegner auf ein inneres Versagen des finnischen Volkes ist deshalb vollkommen absurd. Im Dezember 1941 setzten die Engländer das Gerücht in die Welt, daß die Finnen einen Sonderfrieden mit der Sowjetunion schließen wollten. Ich habe an Ort und Stelle mit einfachen Männern wie führenden Politikern und Offizieren gesprochen, jeder lachte über die Behauptung, denn es ist allen klar, daß die Entscheidung nur durch das Schwert fallen kann und wird.

Am Vorabend meines Rückfluges von Helsinki wohnte ich dem Festkonzert bei, das aus Anlaß des 50. Geburtstages des bedeutenden finnischen Komponisten Kilpinen in der Aula der Universität in Helsinki gegeben wurde. Eine eigenartige Stimmung erfüllte diesen Raum, der gerade in der Zeit der russischen Unterdrückung der Mittelpunkt des finnischen Nationalismus und Lebenswillens war. Außer führenden finnischen Persönlichkeiten waren viele Deutsche erschienen, um den großen Tondichter, Vorkämpfer der deutsch-finnischen Freundschaft, zu ehren. Die meisten der dargebotenen Werke wurden von einem Männerchor gesungen, zu dem bei einigen Stücken ein Knabenchor trat. Ich beherrsche die finnische Sprache nicht und konnte so nicht verstehen, was gesungen wurde, aber ich fühlte mich tief und seltsam ergriffen von der großen Innerlichkeit dieses einzigartigen Chorgesanges. Viele Lieder waren dem Vaterland gewidmet. Selten war eine heitere Note spürbar. Die herbe, schwere Landschaft erstand vor meinem seelischen Auge und in ihr der jahrhundertelange Kampf dieses so eigenartigen und tapferen kleinen Volkes gegen die russische Übermacht und Gewalt. Oft erklangen tragische Töne, als wenn der nie abreißenden Kette von Männern gedacht würde, die Finnland immer wieder für seine Freiheit und als nördlicher Wachtposten Europas opfern mußte. Aus dieser Musik sprach aber am stärksten die ungebrochene Naturkraft des finnischen Volkes, das heute in härtester, und so glauben wir, letzter Bewährung an unserer Seite gegen seinen Erbfeind angetreten ist.

VITALIS PANTENBURG

FINNLANDS WINTERKRIEG

RÜCKBLICK AUF DEN WINTER 1939/40

Finnland, das jüngste Reich im Norden, war durch seinen Freiheitskrieg 1917/1918 im ausgehenden Weltkrieg — freilich unter einmalig günstiger weltpolitischer Konstellation — selbständig geworden. Dieser Sieg über die bolschewistische Soldateska und gegen eigene, leider verhetzte links sozialistische Brüder, ist dem „Weißen Finnland" unter Führung Svinhufvuds und Marschall Mannerheims nicht gerade leicht geworden. Er hätte gewiß wesentlich mehr Opfer gefordert und länger gedauert, wenn nicht die deutsche Oberste Heeresleitung damals die Ostseedivision unter General Graf von der Goltz zur Befreiung eingesetzt. Diese Waffenhilfe ist von den Finnen übrigens nie vergessen worden.

Das finnische Volk brachte in denkbar hohem Maße alle Voraussetzungen zu einem vollauf souveränen Staatswesen mit, es war ja seit seiner Loslösung von Schweden und der Abtretung an Rußland im Jahre 1809 ein autonomes Staatswesen, mit dem Zarenthron in Personalunion verbunden als „Großfürstentum Finnland". Seine verhältnismäßig selbständige Stellung im großrussischen Staat hat es mit allen Kräften sich zu bewahren versucht, in den letzten Jahrzehnten vor dem Weltkrieg schien sie allerdings schon stark erschüttert durch die Russifizierungsbestrebungen der Allrussen. Von allen Nachweltkriegsstaaten hat Finnland wirklich die am tiefsten gegründete Berechtigung zu einem lebens- und entwicklungsfähigen homogenen Staatsgefüge mitgebracht.

Seitdem die nordische Grenzmark Suomi durch die schwedischen Kreuzzüge des 12. und 13. Jahrhunderts in den abendländischen Kulturkreis (nordischer Prägung) einbezogen wurde, ist sie ihrer Bestimmung als Bollwerk gegen den Osten (Asien) stets treu geblieben. Es hat kaum eine Generation in Finnland gegeben, die nicht gegen die Russen hat kämpfen und sich ihre heiligsten Güter in diesem Kampf gegen östliche Verneinung und Vernichtung hat erwehren müssen. Darin liegt das historische Verdienst Finnlands, das von den übrigen Europäern gar nicht genug gewürdigt werden kann. Wieder bewähren sich in unseren Tagen die Finnen in dieser Aufgabe, nun da sie zum drittenmal in zwei Jahrzehnten gegen Osten fechten.

Die bittere Notwendigkeit, sich stets aufs neue behaupten zu müssen, schärfte den Instinkt und ließ die Finnen nach der Erringung der Selbständigkeit realpolitisch denken. Nur aus einer einzigen Richtung drohte dem jungen Staat Gefahr — von UdSSR. her nämlich. Aus diesem Grunde hatte man in der Nachweltkriegszeit kein Interesse daran, sich etwa nach Polen hin festzulegen (dieses strebte nach einem Bündnis der baltischen Staaten und Finnland unter seiner Hegemonie), noch auch mit den Randstaaten selbständig ein Bündnis einzugehen, obgleich man zu Estland enge ideell-kulturelle Beziehungen unterhielt (die Esten sind mit den Finnen nahe verwandt). Man gab sich daher stets ehrlich Mühe, den übermächtigen Nachbarn nicht irgendwie zu reizen. Die zum Teil stark einschneidenden Bestimmungen des Dorpater Friedensvertrages (von 1920), auch des Alandstatutes (betr. die militärische Neutralisierung dieser Inselgruppe) wurden strikte eingehalten. In jüngster Zeit suchte man Anlehnung an Schweden, orientierte sich nach Skandinavien, weil man von dort wirksame Rückendeckung erhoffte, sich im übrigen auch durchaus zum Norden rechnete. Nicht unwesentliche Kräfte, vor allem in den militärischen Kreisen, waren für engere Fühlungnahme mit dem neuen Deutschland, in der klaren Erkenntnis, daß



Finnische Infanterie auf dem Marsch zur Front. Selbst die Pferde tragen die weißen Schutzüberzüge

nur eine wirkliche Großmacht und in diesem Falle einzig und allein Deutschland, als stärkste Ostseemacht wirksame Hilfestellung zu leisten in der Lage ist. Es war klar, daß dieses seinerseits an einer Machtverschiebung zugunsten der Sowjets im nördlichen Ostseeraum keineswegs Interesse haben konnte. Dies erwies sich ganz deutlich im Sommer 1941, vorher ja auch schon durch Ablehnung der neuen Forderungen des Kreml gegenüber Finnland im Sommer 1940.

Indessen hatte Finnland doch ganz allein die sehr bittere Bewährungsprobe im Winterkrieg 1939/40 erbringen müssen. Daß Deutschland damals im Herzen auf Seiten des tapferen Finnland stand, aber freilich aus naheliegenden Gründen den Sowjets damals freie Hand lassen mußte, ist ja von höchster Stelle aus deutlich gesagt worden.

Das junge lebensstarke Finnland war keineswegs innerlich unvorbereitet auf die große Auseinandersetzung mit dem östlichen Nachbarn. Niemand zweifelte daran, daß sie einmal kommen würde. Der Weg zum Großmeer führt nun einmal über Finnland. In Zeiten einer zweidimensionalen Kriegsführung wären ja die Chancen, die finnischen Grenzen gegen einen selbst mehrfach überlegenen Gegner verteidigen zu können, nicht so ungünstig gewesen, aber längst war ja die Kriegsführung aus der dritten Dimension zu einem sehr wesentlichen Faktor des modernen Krieges geworden. Eigentlich waren daher die Aussichten Finnlands, sich auf längere Sicht verteidigen zu können, denkbar ungünstig. Das Land ist doch sehr dünn besiedelt, sehr weiträumig, die Wehrkapazität natürlich stark beschränkt durch die geringe Zahl des Volkes (nur 3,8 Millionen). Es ist allerdings noch nie finnische Art gewesen, eine noch so verzweifelt scheinende Position resigniert aufzugeben. Das Beispiel der baltischen Staaten, die sich in den „Schutz“ der Sowjetunion begeben hatten und sich entwaffnen ließen, zeigte nur zu deutlich, daß es keine andere Wahl gab, als unter allen Umständen zu kämpfen, denn der völlige Untergang schien im anderen Falle eher sicherer als bei der Verteidigung.

In den zwanzig Jahren nach dem Freiheitskrieg ist im finnischen Generalstab in aller Stille an der Wehr gearbeitet worden.

Man hat alles nach finnischer Art klug und bedachtsam getan. Trotzdem zeigten sich im Verlauf des Winterfeldzuges noch allerlei Mängel, die man bei geeigneter Vorsorge gewiß hätte abstellen können. Man hatte zum Beispiel zu wenig Berufsoffiziere und Berufs-Unteroffiziere, es fehlte weiter an modernen Waffen gegen neuzeitliche Offensivkampfmittel. Der Wehrgeist indessen war ausgezeichnet, sowohl in der regulären Wehrmacht als auch in den dieser gleichgestellten Verbänden der großartigen freiwilligen Schutzkorpsorganisation. Die Ausbildung der finnischen Truppen in dem ihnen so vertrauten heimatlichen Gelände war die bestmögliche. Das Soldatenmaterial zählt zweifellos zum besten der Welt. Der Sport ist eine Sache aller Schichten der Nation. Von Natur sind die Finnen wirklich prädestiniert zu hervorragenden physischen Leistungen, sie sind auch glänzende Einzelkämpfer. Innerpolitische Spannungen waren überdies keineswegs so stark, daß dadurch eine Zermürbung der Wehrkraft hätte hervorgerufen werden können. In der Frage der Behauptung gegenüber den weitgehenden Forderungen der Sowjets gab es im finnischen Volk keinerlei Meinungsverschiedenheit. So einig war es wohl kaum je zuvor in seiner viele jahrhundertelanger Grenzkampfgeschichte gewesen.

Die Wehr gründete sich auf reiner Verteidigung der Grenzen. In großen Zügen war diese so gedacht. Auf dem Karelischen Isthmus wurde der Hauptstoß der russischen Kräfte vermutet. Daher war hier, gestützt auf die nachher viel genannte „Mannerheimlinie", der Krieg defensiv zu führen. Diese „Mannerheimlinie" war übrigens nicht im entferntesten mit dem Westwall oder der Maginotlinie zu vergleichen. Sie bestand aus einem System von Feldbefestigungen mit nur wenigen modernen Betonwerken. Zu mehr hatte man in der kurzen Zeit seit Beginn ihres Baues (Sommer 1939) weder genügend Zeit noch auch die Mittel gehabt. Freilich bot die Natur eine Reihe natürlicher Hindernisse in den zahlreichen Wasserläufen und Sümpfen, die geschickt mit einbezogen wurden, aber — wie sich später erwies — infolge des ungewöhnlich strengen Winters mehr dem Angreifer nützten.

An der rund 1500 Kilometer langen Front vom Ladogasee bis zum Eismeer hatten die Finnen von vornherein alles auf eine äußerst elastische Art der Verteidigung eingestellt. Man hätte auch unmöglich die Kräfte zu einem regelrechten Stellungskrieg oder Verharren in der reinen Defensive gehabt. Die ausgedehnte Küste wurde verteidigt durch die kleine, aber tüchtige Küstenflotte und besonders bereitgestellte Eingreifeinheiten, vor allem aber durch die äußerst wirksamen, in die Granitfelsen der Schären eingesprengten modernen, weitreichenden Küstenbatterien. Die Ålandsinseln wurden bei Kriegsbeginn sofort besetzt und so gut wie es eben ging, zur Verteidigung bereitgemacht.

In einem sehr wesentlichen Punkt erlebte die finnische Auffassung von einem Kriegsverlauf an der Ostgrenze freilich eine sehr große Enttäuschung. Man hatte nämlich nie im Ernst daran geglaubt, daß der ungünstigste Fall bei einer kriegerischen Auseinandersetzung mit der UdSSR. eintreten würde, der nämlich, daß man ohne irgendwelche Rückendeckung durch eine Großmacht oder ohne russische Engagement an anderen Teilen der sowjetischen Grenzen würde kämpfen müssen, also allein gegen die größte Landmacht der Erde. Aber das Schicksal ersparte den Finnen diese wohl bisher härteste Bewährungsprobe nicht....

Nach den schnellen und großen militärischen und politischen Erfolgen der Sowjetunion in Polen und im Baltikum glaubte man Ende November 1939 den geeigneten Zeitpunkt gekommen, ebenso wirksame Erfolge Finnland gegenüber erzielen zu können. Den Finnen war indessen nur zu klar, daß die unerfüllbaren Forderungen von vornherein zum Krieg führen mußten. Es war unmöglich für sie, darauf einzugehen. Ohne Kriegserklärung begannen die sowjetischen Streitkräfte am 30. November an allen Teilen der Front, die Grenzen zu überschreiten, zugleich erfolgten die ersten Bombenangriffe. Die finnische Landesverteidigung war nach dem, was vorhergegangen war, durchaus gefaßt auf diese Entwicklung der Dinge. Man hatte auch zum Glück reichlich Zeit zur Vorbereitung gehabt, fast die gesamte Armee war an den Grenzen bereits aufmarschiert und lag in höchster Bereitschaft, die Mannerheimlinie ist in unermüdlicher Arbeit weiter ausgebaut worden.



„Lotten“ im Fernsprechamt eines Stabes
In Finnland werden weitgehend Frauen und Mädchen eingesetzt, um Männer für die Front freizumachen

Wenn nun die sowjetische Heeresleitung gedacht hatte, in einem „Blitzkrieg“, nach dem Vorbild der deutschen Niederwerfung Polens in achtzehn Tagen, auch mit dem winzig kleinen Finnland fertig zu werden, so erwies sich diese Auffassung alsbald als bitterer Trugschluß. Die Finnen fochten von vornherein mit großem Geschick auf der Karelischen Landenge „hinhaltend“, so daß es den stark überlegenen russischen Streitkräften nach erheblichen Verlusten und erst am 12. Dezember gelang, an die äußerste Linie des eigentlichen Befestigungssystems heranzukommen. Zuerst versuchte man am linken finnischen Flügel, der sich an den Ladoga-See anlehnte, bei Taipale, durchzubrechen. Doch zerschellten alle Angriffe an der Front der schon gleich hier eine unerwartete Zähigkeit und Tapferkeit entwickelnden finnischen Verteidiger. Später versuchten die Sowjets ihre Durchbruchsversuche weiter westlich, indessen auch zunächst ohne irgendwelche Erfolge.

Im ersten Stadium des Angriffs hatte die sowjetische Heeresführung etwa sieben Divisionen und ein Panzerarmeekorps auf der Karelischen Landbrücke angesetzt. Sie waren damit den finnischen Streitkräften zahlenmäßig, vor allem natürlich an Ausrüstung (die Finnen hatten keine Panzer und nur wenig Artillerie) bei weitem überlegen, freilich nicht in der Qualität der Truppe. Man hatte auf finnischer Seite damit gerechnet, daß der verhältnismäßig schmale Raum des Isthmus auch nur eine begrenzte Truppenheranführung und Entfaltung gestatten würde, aber diese Erwartungen erfüllten sich späterhin in keiner Weise. Es gelang den Sowjets, weit über das erwartete Maß hinaus große Massen an erstklassigen Offensivtruppen heranzuführen und auch zu versorgen.

Während auf der Karelischen Landenge zäh defensiv gefochten wurde und den ganzen Januar über bis Anfang Februar verhältnismäßig Ruhe herrschte (die Sowjets trafen in dieser Zeit sehr umfangreiche Vorbereitungen für eine gewaltige Großoffensive), sah die Lage an den anderen Frontabschnitten im ersten Stadium des Krieges zunächst nicht so günstig aus. Es gab ja für die Finnen keine andere Möglichkeit,

als — die Verteidigung offensiv zu führen. Aus Mangel an Menschen und Material konnte man sich nicht auf ein bloßes Verteidigen in mehr oder weniger ausgebauten Stellungen an den Einbruchsstellen der Sowjets beschränken. Die Verteidigung mußte einfach sehr elastisch und lebendig geführt werden. Hierbei bewies der finnische Soldat eine hervorragende Eignung. Auf den langen Brettern waren sie ihren Gegnern in den tiefverschneiten Ödemarken des — absichtlich schon im Frieden möglichst wild und unzugänglich gelassenen — Grenzsaumes unbedingt überlegen. An der ganzen langen Ostfront zeigten sie sich bald als glänzende Meister der taktischen Offensive. Gegenüber sehr stark überlegenen feindlichen Einheiten operierten die kleinen, schnell beweglichen finnischen Verbände mit außerordentlichem Geschick. Ihre kleinen „sissi"- (=Überfalls-) Einheiten operierten oft weit hinter der „Front", schnitten den auf den wenigen und schlechten Wegen mit riesigem Troß und gewaltiger Ausrüstung heranmarschierenden Sowjet-Divisionen die rückwärtigen Verbindungen ab und entwickelten eine großartige Fähigkeit im Einkesseln und Vernichten der sowjetischen Massen, die sogenannte „Motti"-(Sack-) Taktik. Sie feierten geradezu Triumphe über zahlenmäßig und materiell bei weitem überlegene feindliche Streitkräfte.

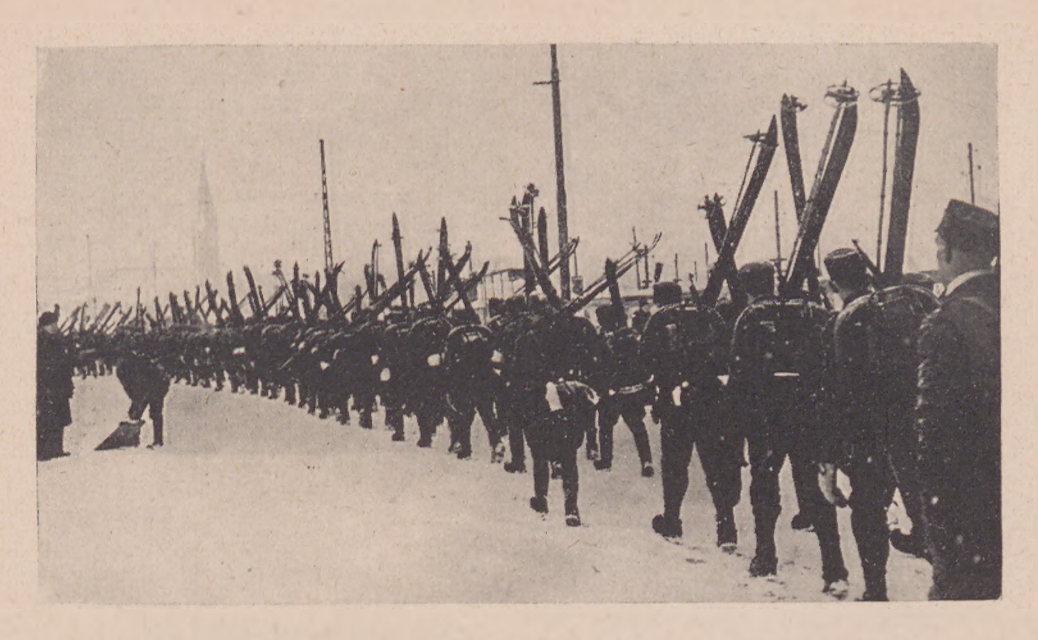
Am stärksten gefährdet schien der Raum nördlich des Ladoga, das sogenannte Ladoga-Karelien. Ganz richtig versuchten die Sowjets hier, auf dem verhältnismäßig guten Straßennetz Sowjet-Kareliens mit starken Kräften die zunächst nur schwachen finnischen Kräfte zurückzudrücken, um die inzwischen im Stellungskrieg erstarrte Mannerheimfront von Nordosten her zu umfassen. Hier glückte es General Hägglund bald, die Lage zugunsten der Verteidiger zu wenden. Es gelang ihm, zwei sehr starke und aufs beste ausgestattete (auch mit Panzern) sowjetische Divisionen, 618. und 168., mit einer Panzerbrigade völlig einzuschließen und zu vernichten. Die (34.) Panzerbrigade galt als Elitetruppe und war durch viele Paraden auf dem Roten Platz in Moskau auch über die Grenzen der UdSSR. hinaus bekannt!

Freilich kam in den Kämpfen um die Mottis die überaus große passive Zähigkeit der Sowjets beim Verteidigen und Eingraben voll zur Geltung. Es war durchaus nicht leicht, die einzelnen Kessel zu vernichten. Die Erfolge waren allerdings für die Finnen um so beachtlicher. So büßte z. B. allein die 18. Division, von der kaum einer aus den Wäldern Kareliens entkam, 17 000 Mann an Toten, Verwundeten oder Gefangenen ein, 100 Panzer, 58 Feldgeschütze waren die hochwillkommene Beute.

Die weiter nördlich operierenden Verbände der Heeresgruppe Talvela und Tuompo brachten in gleicher Weise die auf den wenigen schlechten Straßen aus Sowjet-Karelien vorrückenden Sowjet - Kolonnen nicht nur zum Stehen, sondern schlugen sie zurück und kesselten sie in bewährter Taktik ein, um sie dann ebenfalls völlig zu vernichten. So erledigte die Gruppe Talvela schon Mitte Dezember zwei feindliche Divisionen.

Einen glänzenden Sieg erfochte Generalmajor Siilasvuo im Raum von Suomussalmi um die Jahreswende. Hier drohte der Verteidigung des ganzen nördlichen Finnlands tötliche Gefahr durch den Vorstoß zweier sehr starker mit Panzern und anderem Material reichlich ausgestatteter Divisionen (163. und 44.). Sie waren gerade hier angesetzt, weil die Sowjet-Heeresleitung ganz richtig an der engsten Stelle des Landes (Suomussalmi—Oula/Uleåborg rund zweihundert Kilometer), am sogenannten finnischen „Flaschenhals", Nord- von Südfinnland trennen wollte. Zugleich hätte man damit erreicht, daß die einzige Landverbindung — die Bottenseebahn und die Landstraße nach Schweden über Kampi—Haparanda unterbrochen und so auf diesem Wege eine Versorgung von Schweden her völlig hätte unterbunden werden können. Die Schweden haben ja vor allen von der Jahreswende an nicht wenig an Kriegsmaterial und sonstiger Unterstützung nach Finnland geschickt, was in diesem Zusammenhang durchaus anerkannt werden muß.

Trotz sehr starker numerischer und materieller Unterlegenheit Generalmajor Siilasvuos und obwohl ihm nur wenig oder kaum geübte Reserve-Einheiten zur Verfügung standen, gelang es ihm dank des wirklich glänzenden Waffengeistes dieser Männer und seiner sehr klugen und energischen Führung, erst die 163., dann die 44. Division völlig zu vernichten. Dabei



Finnische Skibataillone auf dem Marsch zur Front

standen den Finnen nur wenige Pak-, ein paar Halbbatterien Feldgeschütze und ein paar Granatwerfer als einzige „schwere" Waffen zur Verfügung. Allein die 44. sowjetische Division ließ nicht weniger als 85 Geschütze modernster Konstruktion, 43 Panzer, den gesamten Troß und eine Unmenge schwerer und leichter Infanteriewaffen in den Händen der Finnen. So erst konnten sich diese die Waffen erringen, die man für die weiteren Operationen an anderen Stellen so dringend benötigte. Die Bedingungen, unter denen man in diesem subpolaren Klima (bis zu 30° C und mehr minus!) focht und siegte, lassen die Leistungen der finnischen Truppen in einem noch glänzenderen Licht erscheinen.

Sehr harte Kämpfe gab es anfänglich im Raum von Salla-Kemijärvi. Hier versuchten die Sowjets auf Rovaniemi, Endpunkt der finnischen Eisbahn, Beginn der Eismeerstraße (einzige Lebensader Finnisch-Lapplands) und Hauptquartier der nordfinnischen „Gruppe Lappland" vorzustoßen. Auch an diesem Frontteil wurden die Sowjets unter fühlbaren Verlusten zurückgedrängt und abgeriegelt. Später übernahm die rund 9000 Mann zählende „Schwedische Brigade", in der auch Norweger und Dänen fochten, diesen Frontabschnitt.

Einzig an der nördlichen Ecke des Landes am Eismeer, im Petsamokorridor, gelang es den vielfach überlegenen Sowjet-Streitkräften, unterstützt durch die Eismeerflotte, vom Kolafjord her zu landen und die sehr schwachen finnischen Sicherungen langsam längs der Eismeerstraße nach Süden zu drücken. Aber die Petsamofront wurde später bei Nautsi, etwa hundert Kilometer weiter südlich, stabilisiert, sie erstarrte in Eis, Schnee und arktischer Kälte, so daß die Sowjets trotz ihrer starken Kräfte, etwa zwei Divisionen mit vielen Panzern, nicht mehr weiter vorankamen.

Offensichtlich schätzten die Sowjets den Verteidigungsgürtel der Finnen längs der Küste und auf den Ålandinseln recht stark ein, denn nur wenige Male versuchte ihre Ostseeflotte Unternehmungen, die ihr freilich nicht gerade zur Ehre gereichten. Um so heftiger führte die natürlich ungeheuer überlegene sowjetische Luftflotte Tag um Tag Angriffe gegen das finnische Hinterland durch, ohne freilich die Nachschubwege empfindlich oder entscheidend treffen zu können oder gar wie es wohl hauptsächlich beabsichtigt war — die moralische Widerstandkraft des Volkes brechen zu können. Die winzig kleine finnische Luftwaffe — vielleicht 180 bis 200 Flugzeuge

gegen mehrere tausend sowjetische — erwehrte sich der Übermacht auch mit beachtlichem Geschick. Ihre Jäger und die glänzend schießende Flakartillerie holten im Kriegsverlauf immerhin fast 750 sowjetische Flugzeuge herunter, eine Leistung, die höchster Bewunderung wert ist.

Die verhältnismäßige Ruhe in dem eigentlich doch wichtigsten Frontabschnitt auf der Karelischen Landenge war wirklich nur die „Ruhe vor dem Orkan", der nach den riesigen Vorbereitungen auf der Sowjetseite sich bereits um die Monatswende zum Februar durch von Tag zu Tag an Wucht zunehmende Artillerie- und Bombenfliegertätigkeit ankündigte. Diesmal richtete sich das Sturmreifschießen gegen den schwächsten Punkt der finnischen Verteidigung, den Summa-Abschnitt (auf dem westlichen Teil der Landenge). Hier war das Gelände verhältnismäßig flach und eignete sich zum Einsatz größerer Panzermassen, überdies waren durch die überaus starke Kälte die hier als wirksame Sperre gedachten Sümpfe so hart gefroren, daß selbst die schwersten Panzer sie zu überqueren vermochten.

Bombenwürfe und Beschießung nahmen an Heftigkeit immer noch zu und steigerten bald zu einem Maß, das sich mit dem der Materialschlachten des Weltkrieges an der Somme und an Verdun durchaus vergleichen läßt. Hiergegen hatte die finnische Verteidigung nichts gleichwertes entgegenzustellen. Der ganze Druck lastete einzig und allein auf der Infanterie, die vorn in den längst zerschossenen und eingebetteten Stellungen ausharren mußten, bis die Sowjet-Panzergeschwader und Infanteriemassen heranstürmten. Immer wieder schlugen die tapferen Verteidiger in hervorragender Haltung die Stürmenden zurück, bis schließlich einfach die Grenze des menschlichen Durchstehvermögens erreicht war, praktisch keine Reserven zum Ausfüllen der gelichteten Reihen zur Verfügung standen und auch keinerlei Möglichkeit bestanden hätte, sie durch das rasende Sperrfeuer nach vorn durchzubringen. Schon um die Jahreswende hatten die Russen 31 Divisionen, ein Panzerkorps und vier Panzerbrigaden auf der Karelischen Nase im Einsatz, später wohl noch einiges mehr. Ihre Reserven schienen unerschöpflich, sie waren es ja auch gegenüber den Finnen. Allein gegen den Summaabschnitt waren bei Beginn der Großoffensive am 6. Februar 1940 auf einem etwa 8 Kilometer breiten Abschnitt nicht weniger als drei Divisionen, 150 Panzer und 200 Flugzeuge angesetzt.

So gelang es der UdSSR., das Häuflein der heldenmütigen Verteidiger zurückzudrängen und die Front einzubuchten — wohlgemerkt, sie ist nicht durchbrochen worden! Da das menschliche Durchstehvermögen der Verteidiger bis an die Zerreißgrenze beansprucht war, faßte die finnische Oberste Heeresleitung den Entschluß, die Front zurückzunehmen. Dies geschah in voller Ordnung. Jetzt trat die natürlich immer befürchtete Krise ein. Den Sowjets war nun die Möglichkeit offen, über das festgefrorene Eis der Viborger Bucht herüberzugreifen und die gesamten im Südwesten kämpfenden finnischen Heeresteile abzuschneiden. Mit dem Mut der Verzweiflung fochten die letzten in aller Eile herangeführten Reserven, zum Teil noch nicht einmal voll ausgebildete Leute, am Saum der Küste westlich Viipuri gegen die immer größer werdenden Massen der über das Eis sich heranwälzenden russischen Erdtruppen und der auch bald ebenfalls in Massen eingreifenden Panzer und Flugzeuge.

Jetzt schienen die Aussichten für eine weitere erfolgreiche Verteidigung des Landes der finnischen Wehrmachts- und Staatsführung auf die Dauer nur noch gering, so daß man über schwedische Vermittlung die damals unterbrochenen Verhandlungen mit den Sowjets wieder aufnahm. Erstaunlicherweise zeigte sich jetzt auch die Sowjetunion zu Verhandlungen bereit, offensichtlich unter einem gewissen Zwang. 105 Tage hatte das kleine Finnland mit kaum erwartetem Geschick und Heldenmut gefochten, ohne daß es der sowjetischen Heeresführung gelungen war, militärisch die Entscheidung zu erzwingen, ihr Prestige hatte unzweifelhaft in aller Welt einen empfindlichen Stoß erhalten, in gleichem Maß erstrahlte der Ruhm des finnischen Soldaten in um so hellerem Glanz. 3,8 gegen rund 200 Millionen! Die Sowjets sollen allein eine Viertelmillion an Toten verloren haben. 1200 Panzer hatten die Finnen vernichtet oder erbeutet! Offenbar war der jetzt erfolgende Friedensschluß zu Moskau am 12. März 1940 ein Zugeständ-

nis an die Ungunst der Umstände. Die Sowjets vermochten ihr Prestige einigermaßen zu wahren dadurch, daß die Finnen erhebliche Zugeständnisse territorialer und anderer Art machen mußten. So erhielten die Sowjets ja mehr Land als sie vorher verlangt hatten, freilich auch — wie die Finnen voll berechtigtem Stolz sagen — mehr als sie mit den Waffen zu erobern vermochten.

Doch — und das ist das wesentliche — die Finnen vermochten sich die volle Souveränität ihres Staatswesens zu bewahren. Wieder einmal haben sie ihre Aufgabe, Grenzwacht zu sein am linken Flügel der europäischen Front gegen Sowjet, ehrenvoll erfüllt und sich damit wirklich ein sehr großes Verdienst um die Bewahrung alles dessen, was uns wertvoll ist, gegenüber dem erbittertsten Feind Europas, dem Bolschewismus, erworben. Die Finnen standen in ihrem „Winter der Ehre“ wirklich ganz allein da, sie bestanden ihn in bewunderungswürdiger Haltung. Wenn sie auch militärisch nicht zu siegen vermochten, moralisch haben sie letzten Endes doch gesiegt.



Verwundetentransport mit Flugzeug und Ren-Schlitten in der finnischen Arktis

THEO ANWEILER

WESTUKRAINE UNTERM SOWJETSTERN

EIN ERLEBNISBERICHT

Als sich der Zug um 0.30 Uhr vom Bahnhof Krakau in Richtung Lemberg in Bewegung setzte, überfiel mich die Erinnerung an meine alte Heimat mit doppelter Eindringlichkeit. Wie lange war es doch her, daß ich das letztemal diese Strecke fuhr? Ich rechnete nach. Zweieinhalb Jahre! Im Frühjahr 1939, vor Ausbruch des Krieges, als schon die Wellen der antideutschen Hetze in Polen hochgingen und man für Deutschsprechen auf der Straße verhaftet wurde.

Dann kam der denkwürdige 1. September 1939, der mich in S., einer mittleren Stadt in Ostkleinpolen antraf.

Ich erinnere mich genau des Vormittages am Rundfunkgerät, als der chiffrierte Befehl der polnischen Regierung durch den Warschauer Sender an alle Wojewoden und Starosten durchgegeben wurde und der das erste Zeichen zur Verschleppung und Ermordung von tausendenVolksdeutschen war.

Es kam der Tag, an dem zum ersten Male die Stadt den Fliegerangriffen der deutschen Luftwaffe ausgesetzt war, es kamen die Tage und Nächte, die man im Walde verbringen mußte, um nur das nackte Leben vor dem Zugriff der Polen zu retten. Die Flüchtlingsströme nach Ungarn und Rumänien setzten ein. Es war ein unbeschreiblicher Wirrwarr. Flüchtende Kolonnen von polnischem Militär, teilweise schon ohne Waffen, dazwischen Autos und Fuhrwerke, fluchende Offiziere, und dies alles eingehüllt in eine ungeheure Staubwolke. Ein Bild, würdig des Pinsels eines großen Meisters. —

Ich schreckte auf. Der Zug hielt auf einer spärlich beleuchteten Station. Nach kurzem Aufenthalt setzte er sich wieder in Bewegung.

Ich sah mir die Leute im Abteil an. Drei junge Mädels schliefen und sahen fast wie Schwestern aus. Mir gegenüber aß ein Kamerad der Luftwaffe sein belegtes Brötchen und in der Fensterecke schnarchte ein dicker Pole mit offenem Mund. Eintönig rollte und schaukelte der Zug durch die schlafende Landschaft. Stationen tauchten auf und verschwanden wieder und die Erregung, in wenigen Stunden wieder in Lemberg zu sein, ließ mich den Schlaf nicht finden. Ich hing wieder meinen Gedanken nach. Erinnerungen tauchten auf und ließen mich wieder alles erleben, was schon unter den Eindrücken der letzten Zeit fast verwischt war.

Der 18. September 1939.

In die Stadt brausten die ersten deutschen Kradschützen und nach ihnen die endlosen Panzerkolonnen. Unendlicher Jubel der Volksdeutschen und Ukrainer. Abends die Rede des Führers aus Danzig und anschließend auf dem Marktplatz der Gesang aus tausend rauhen Soldatenkehlen: „Deutschland, Deutschland über alles . . .“ Machtvoll brauste die Melodie zum nächtlichen Himmel. Verstört lugten aus finsteren Winkeln und Ecken die Juden. Noch nie hatte diese Stadt dieses Lied gehört. Ich stand auf dem Balkon meiner Wohnung und neben mir hörte ich leises Weinen. Es war meine Mutter. Das Erleben war zu groß. Am nächsten Tage trafen die ersten bolschewistischen Panzer am gegenüberliegenden Ufer des Stryjflusses ein und für nachmittags war eine Begrüßungsfeier angesetzt. Auch ich fand mich unter Hunderten anderen Zuschauern ein. Es verlief aber alles viel schneller und einfacher, als ich es mir vorgestellt hatte.

Über die Brücke rollte der Kübelwagen des deutschen Kommandeurs, es war ein Oberst, und kurz darauf erschien im Auto ein bolschewistischer General. Er stieg aus und kam mit offenem, wehendem Mantel bis zur Sperre. Der deutsche Offizier ging ihm drei bis vier Schritte entgegen, grüßte und sagte in knappen Worten ungefähr folgendes: „Ich habe den Auftrag, Sie hier zu begrüßen. Der Fluß ist als einstweilige Demarkationslinie festgesetzt. Über alles andere entscheiden die Regierungen in Berlin und Moskau."

Der Dolmetscher übersetzte und der Russe antwortete im selben Sinne, hob lässig die Hand zum Mützenschirm, setzte sich in seinen Wagen und fuhr davon. Auch die Panzer wendeten und verschwanden im nächsten Dorf. Langsam verlief sich die Menge, eifrig diskutierend. Der erste Eindruck, den die Russen hinterließen, war nicht der beste. Am nächsten Morgen, als unsere Soldaten zum Baden marschierten, kam der Unterschied noch krasser zum Vorschein. Ein Sichwundern bei den Deutschen, ein Staunen bei den Bolschewisten. Sie standen am anderen Ufer und glotzten schweigsam, wie unsere Soldaten sich im Wasser tummelten. Scheinbar ging es über ihr Begriffsvermögen, daß man um sieben Uhr morgens ins Wasser steigt und dabei noch guter Laune sein kann. Mittags tauchte auf einmal das Gerücht auf, die deutschen Truppen ziehen sich morgen bis Przemysl zurück. Der San sollte die Grenze des Interessengebietes werden. Ungläubig und voll Schmerz vernahmen wir es.

Zwei Feldwebel, die bei mir schon öfters zu Besuch waren, kamen und bestätigten das Gerücht.

„Packen Sie das Nötigste und kommen Sie mit", sagte der eine, ein kleiner, drahtiger Oberschlesier. Ich überlegte und konnte keinen Entschluß fassen. Die Familie hierlassen und selbst flüchten? Ich kam mir feige vor und verzichtete. Ich ahnte nicht, daß ich knapp fünf Wochen später gezwungen war, diesen Weg doch zu nehmen.

In der Stadt wogte die Menschenmenge auf und ab. Zwischendurch spritzten die Autos und Melder. Die kleine Empfangsstation wurde abgebaut und unsere so heiß ersehnte Wehrmacht schickte sich wirklich an, uns wieder zu verlassen. Fast ein Viertel aller Deutschen kamen mit Kisten und Koffern und wollten mit. Rührend das Bild eines alten Fräuleins. Sie stand da, klein, zierlich, in ihrem schwarzen Kapotthütchen, vor einem mächtigen, grauen Panzerungetüm und verhandelte mit dem Fahrer, mit Schluchzen in der Stimme, über ihre Mitnahme. Neben ihr drei riesige Koffer, in der einen Hand den Vogelbauer mit dem Kanarienvogel. So wie sie mußten viele hierbleiben und abwarten.

Der Oberst ließ eine Delegation der Volksdeutschen zu sich kommen und sagte: „Glauben Sie mir, meine Herren, daß es mir als Soldaten doppelt schwer fällt, diese Stadt zu verlassen. Erstens kenne ich das Wort Rückzug nicht und zweitens ist es um so schwerer, da ich Sie zum größten Teil leider hierlassen muß. Aber glauben Sie mir, der Führer denkt an Sie und ich weiß, daß auch Sie ins Großdeutsche Reich zurückkehren werden."

Diese Worte waren für die ganze Zeit bis zur Umsiedlung ein Fels, auf dem alle Volksdeutschen bauten.

Ein Mann vom Zugpersonal kam mit heller Laterne den haltenden Zug entlang, schimpfte auf irgend jemanden und gleich darauf zog die Lokomotive wieder an. —

Ich hing wieder meinen Gedanken nach. Wie war es doch, als die letzten deutschen Nachhuten die Stadt verließen?! Um jeden Panzer, um jedes Krad eine abschiednehmende Menge, Deutsche, Ukrainer, viele mit Tränen in den Augen. Dann war auch der Letzte weg. — Wie Ratten aus den Löchern tauchten die Juden wieder auf, standen in wimmelnden Haufen gestikulierend zusammen und warteten mit sichtlicher Freude auf die ersten Soldaten der Roten Armee. Zwei Stunden nach dem Abzug unserer Truppen tauchten auch die ersten Lastkraftwagen, vollgepfropft mit russischer Infanterie, auf. Mit ihnen rückten auch die ersten Flintenweiber ein. Dunkelblauer Rock, lange, lehmbraune Bluse, umgeschnallt, rechts die lange, achtschüssige Nagan. Auch die Kommissare mit den ihnen eigentümlichen, schleichenden Schritten, überall herumschnüffelnd. Die Juden bereiteten ihnen einen lärmenden, blumenreichen Empfang. Wenn auch dem Oberhebräer bei den Begrüßungstiraden dauernd Schnitzer in der Anrede wie: „Herr Genosse Kommissar" unterliefen, so schien doch ein beider-

seitiges, gutes Einvernehmen in die Wege geleitet zu sein, denn alle Ämter wurden durch Juden besetzt und die alten Beamten herausgeworfen.

Die Sowjetpropaganda setzte ein. Meetings wurden abgehalten. Vormittags, nachmittags, abends. Reden wurden gehalten, Reden und nochmals Reden. Wie schön es in der Sowjetunion sei, ein Genuß zu leben, jeder verdiene, alles sei zu bekommen.

So ging es tagelang. Aber es sickerte doch langsam durch, wie es in Wirklichkeit um das Sowjetparadies bestellt war. Der Soldat war der Gradmesser. Es passierten Dinge, die wir als Deutsche niemals für möglich gehalten hätten. Da kam ein Unterleutnant zu mir und bot mir 500 Rubel für meine Armbanduhr, und als ich ihn erstaunt fragte, wie es denn käme, daß in dem reichen Rußland keine Uhren zu erhalten seien, sagte er, sichtlich verlegen, er wollte nur ein Andenken an den Feldzug haben. Da kam ein Rotarmist in ein Geschäft und drehte mit Andacht an einer großen Fleischmaschine, worauf er wegwerfend meinte, das Ding kaufe er nicht, da es doch nicht spiele. In einem Laden kaufte ein Offizier gemusterten, indanthrenfarbigen Vorhangstoff für .... Unterhosen usw.

Die Beweisführung ihrer Propaganda war kindlich rührend, und man wußte nicht, sollte man darüber lachen oder weinen.

— — Ein Meeting abends unter freiem Himmel. — —

Auf dem Podium ein langer Tisch, mit einem roten Tuch bedeckt und an ihm der Vorsitzende, Genosse Kommissar, mit der ewig verrutschten Mütze, die er dann während seines Vortrags abwechselnd mal nach hinten ins Genick, mal nach vorne in die Augen schiebt. Neben ihm Leute aus dem Volke, Menschen, die zum ersten Male plötzlich in den Vordergrund geschoben wurden und denen es sichtliches Unbehagen bereitet, mit tausenden Augen begutachtet zu werden.

Einer kam herauf und machte, wahrhaftiger Gott, einen Bückling in Richtung Publikum. Der Zweite, ein Arbeiter in abgerissenem Anzug, sucht seine Verlegenheit hinter großen Gesten zu verbergen, während eine noch junge Arbeiterin kichernd sich ziert und dauernd rot wird. Das waren die Beisitzer. Der Genosse Kommissar schiebt die Mütze nach hinten und beginnt folgendermaßen: „Genossen, ihr seid durch die kapitalistischen Bourgeois ausgebeutet worden. Wir haben euch die Freiheit gebracht. So wollte es unser großer Stalin.“

Händeklatschen und Bravorufen, das sich jedesmal wiederholt, wenn Stalins Name fällt.

„Wir bringen euch aber auch die Kultur, die Kultur des freien Arbeiters, des aufgeklärten Sowjetbürgers, der nicht mehr verdummt ist durch kirchliche Phrasen von Gott und dem Himmel. Gott, was heißt Gott?! Unsere Flieger sind die besten der Welt. Sie fliegen 16 Kilometer hoch und keiner hat einen Gott gesehen. Also gibt es keinen Gott und auch keinen Himmel!“

Das zweite Mal derselbe Politruk beim Gottesdienst zu Beginn des neuen Schuljahres. Am Altar der katholische Prälat. Ein alter Herr, der sehr bestürzt ist über die Anwesenheit des Kommissars, der breitbeinig, mit der Reitpeitsche die Juchtenstiefel klopfend, den Papyros schief im Mundwinkel, daneben steht. Als Repräsentant des neuen Regimes sozusagen, als *persona grata*, der für den Verlauf der Feier verantwortlich zeichnet.

Mitten in den Gottesdienst hinein quarrt auf einmal seine Stimme: „Stoj!“

Dann geht der Kommissar an die vorderste Bank zu den Kindern. „Sage, Täubchen, was gibt dir dein Gott, wenn du so betest wie dieser Genosse da im Talar?“

Das Kind ist erschrocken, gibt keine Antwort und fängt an zu weinen. Ein zweites wird gefragt, sucht verlegen mit den Augen nach seiner Mutter und so fragt er mehrere, bekommt auch teilweise Antworten, wie sie eben Kinder geben.

„Charascho“, sagt der Politruk, nun wollen wir zu dem großen Gott Stalin beten.“

Er leierte einen Text herunter, der an ein Gebet erinnern sollte, und ein Teil der Kinder mußte unter Zwang nachsprechen. Dann klatschte er in die Hände. Aus der Sakristei kamen drei Rotarmisten mit russischen Bonbons und verteilten sie an die Kinder, die das „Gebet“ nachgeplappert hatten.

„So, das habt ihr von unserem Gott Stalin, der erhört eure Gebete sofort. Nicht so wie euer Gott!“

In Rzeszow hielt der Zug fast zwei Stunden. Im Osten dämmerte der junge Tag, und vor den Waggons stapften die Menschen

hin und her und vertraten sich die reisemüden Beine. Auch meine Begleiterinnen waren aufgewacht und unterhielten sich ukrainisch. Es waren, wie ich richtig vermutet hatte, Schwestern, Ukrainerinnen, die in Graz studierten und jetzt nach Hause fuhren, um zu sehen, ob die Eltern noch am Leben seien. Sie wären fast zwei Jahre ununterbrochen in Graz und hätten keine Nachricht von zu Hause gehabt, sagte die eine mit dem klingenden Namen Dunia. Ihr Vater wäre Rechtsanwalt und einer der bekanntesten Verteidiger der ukrainischen Nationalisten in L.

Arme, kleine Dunia! Vergeblich wirst du deine Eltern suchen. Wenn sie Sibirien nicht verschluckt hat, dann modern sie schon längst in den Massengräbern der GPU. —

Als der Zug sich wieder in Bewegung setzte, ging ich auf den Korridor zum Fenster, sah im Morgengrauen die Konturen der vorbeihuschenden Bäume und ich entsann mich des Tages, als ich fast um dieselbe Zeit, auch so am Fenster eines fahrenden Zuges stehend, vor den Schergen des NK.-WD. (GPU.) flüchtete.

Fünf Wochen hausten die Bolschewisten in den von ihnen besetzten polnischen Gebieten und ließen uns teilhaben an der „Kultur" des Sowjetparadieses. Jedoch stellte die Bevölkerung bald fest, daß dieses Paradies sehr zweifelhafter Natur war. Daß sich die Horden der Rotarmisten noch halbwegs anständig betrugen, war wohl ein Punkt im Programm der Machthaber.

In den Kinos liefen kitschige, tendenziöse Filme mit drei Stunden Spieldauer. Ich sah zwei von ihnen, „Tschapajew" und „Schors", Verherrlichungen zweier gewöhnlicher Heckenschützen, die Meister in der „Partisantka", im Heckenschützenkrieg, waren. Auch deutsche Soldaten kamen darin vor. Kameraden von 1917—18, die sich damals unter Generalfeldmarschall v. Mackensen durch die Ukraine, Rumänien, Polen bis nach Deutschland durchschlugen.

Selbstverständlich waren die deutschen Soldaten Tölpel, die sofort begeistert von den Ideen der Juden Marx und Engels, zuerst ihre Führer ermordeten und dann in hellen Haufen zu den Roten überliefen. Verbrüderungsszenen fanden statt, wobei das Publikum, meistens aus Rotarmisten bestehend, Beifall klatschte. Ich hatte genug.

Nach vier Wochen bekam ich die Aufforderung, mich in einem Büro zu melden. Nichts Gutes ahnend, versuchte ich vorher den Grund dieser Meldung zu erfahren und hörte, daß „Spez" (Spezialisten) erfaßt, registriert und mit dem nächsten Zug nach dem Innern Rußlands abtransportiert würden. Nun brannte mir der Boden unter den Füßen. Meiner Familie konnte nichts passieren, da der Führer in seiner letzten Rede die heißersehnte Umsiedlung ins Reich ankündigte und die Roten doch sozusagen unsere Freunde waren.

Am 28. Oktober landete ich in Lemberg mit der Absicht, mich über Rawa Ruska über die Grenze zu schlagen. Mein alter Onkel, dessen Gut restlos ausgeplündert und aufgeteilt worden war, wollte mich begleiten. Auch ihm brannte der Boden unter den Füßen, hatte er sich doch gegen den roten Pöbel aufgelehnt und unbedachterweise ein paar treffende Bemerkungen an die Adresse der Sowjetmachthaber fallen lassen, was seine sofortige Anzeige zur Folge hatte. Er wollte es aber noch einmal versuchen, bis zum Gouverneur der Westukraine zu gelangen, um seine Klagen vorzubringen. Der Gouverneur war der heutige Befehlshaber der Armee Mitte, Marschall Timoschenko. Nach endlosem Warten, Revisionen und vielem Ausfragen durften wir endlich das Allerheiligste betreten. Hinter dem Schreibtisch saß ein großer, knochiger Mann mit bartlosem Gesicht.

„Du willst?" Timoschenkos Frage klang kurz angebunden. Mein Onkel legte los: „Der Mob der umliegenden Dörfer hat das Wohnhaus geplündert, das regennasse Getreide vom Staken geholt, die Kartoffeln geerntet, und ich habe noch zusehen müssen, wie sie mir auch noch die letzten Kühe und Pferde aus dem Stall zerrten unter dem Hohnlachen des Rädelsführers, eines mehrfachen vorbestraften Subjekts aus dem Nachbardorf."

„Wer hat das angeordnet?"

„Der Dorfsowjet."

„Nitschewo", sagte Timoschenko, „wenn der Sowjet das angeordnet hat, so kann ich nichts daran ändern, auch an dem nichts, was er in Zukunft tun wird. Sdrastj!"

Ein kurzes Nicken, ein Wink gegen die Tür und wir. waren entlassen. An den Doppelposten vorbei verließen wir das Hotel. Unten sahen wir uns an. Obwohl die Ange-

legenheit alles andere als erheiternd war, mußten wir lachen. Das war ja organisiertes Verbrechertum, staatlich kontrolliert oder besser gesagt, unkontrolliert.

Nitschewo! — —

Unser Entschluß stand fest. Nur weg. Auf der Straße der Legionen gingen wir an dem pompösen, bolschewistischen Befreiungsdenkmal, das in der Eile aus Sperrholz und Gipsfiguren zusammengebaut war, vorbei und nahmen Kurs Bahnhof.

Im überfüllten Zug fuhren wir nach Rawa Ruska und dort trafen wir noch eine kleine Gruppe von Volksdeutschen, meist Studenten, die auch nach Deutschland wollten. Der erste Versuch, über die Grenze zu kommen, schlug fehl.

Bewaffnete Juden, mit einem roten Fetzen am linken Arm, stellten uns und brachten uns zu einer Grenzüberwachungsstelle. Ein noch junger Offizier fragte mich aus, woher ich sei und wohin ich wolle. Auf meine Antwort, ich käme von Lemberg und wolle nach Deutschland, trat er ganz nahe an mich heran, fixierte mich scharf und sagte: „Patschomu, warum? Bist du blind? Siehst du nicht, was los ist?“ Dann freundlicher: „Glaub mir, Genosse, wir kommen auch nach Deutschland, es hat keinen Zweck, daß du hinübergehst. Wir kommen ja sowieso hin.“

Ich war starr, aber um noch mehr aus ihm herauszuholen, sagte ich, wie das denn käme. Die Sowjetunion hätte doch einen Pakt mit Deutschland abgeschlossen und außerdem bestünde doch schon eine von beiden Seiten akzeptierte Grenze.

Er lachte hart auf. „Du bist dumm! Unsere Parole lautet: Alle slawischen Völker befreien.“

„Aber in Deutschland gibt es doch keine slawischen Völker“, wendete ich ein.

„Das versteht du nicht. Auch der unterdrückte Arbeiter in eurem kapitalistischen Land will befreit werden. Doch Schluß jetzt mit Politik. Du und die andern gehen nicht über die Grenze und wenn man euch noch einmal hier sieht, dann ...“ Er machte die bezeichnende Bewegung des Genickschusses.

Es wurde Anweisung gegeben, uns zu entlassen. Im Vorzimmer saßen einige ukrainische Nationalisten gefesselt. Ihr Los schien besiegelt. Im Vorbeigehen sagte einer leise zu mir: „Heil Hitler“ und versuchte die gefesselten Arme zu heben. Der Posten hatte nichts gemerkt. Draußen diskutierten wir aufgeregt die Äußerungen des roten Leutnants. Wie ich nachträglich feststellte, bildeten seine Worte keinesfalls eine Ausnahme. Viele Hunderte meiner Volksgenossen, die bis heute schweigen mußten, können das bezeugen. Die anfangs gezeigte Freundlichkeit der Sowjets war nur Maske. Ihr Einmarsch in Polen war verbunden mit Schaffung von Ausfallbasen gegen Deutschland.

Wir trennten uns nun und versuchten in kleineren Gruppen unser Heil. Mein Onkel und ich wurden noch einmal von einer Kosakenpatrouille geschnappt, und nach der üblichen Drohung mit Erschießen freigelassen. Erst in der Nacht gelang es uns tatsächlich, nach einem Marsch von fast fünfzig Kilometern, über drei Linien schon ausgebauter Feldstellungen, das deutsche Interessengebiet zu erreichen. Nach einer dreitägigen, abenteuerlichen Fahrt über Lublin gelangten wir am Abend Allerseelen nach Warschau.

Der Weg von Praga zur Innenstadt erinnerte an einen Friedhof. Überall, wo gefallene Polen begraben lagen, links und rechts vom Wege, in den Parkanlagen brannten Kerzen, und dumpf hallten unsere Schritte in der fast menschenleeren Stadt. Es war schon nach der Polizeistunde. Die Stille wurde nur von Zeit zu Zeit durch Anrufe der deutschen Streifen unterbrochen. Nächsten Tag ging es über das zerstörte Kutno nach Posen, von da nach Danzig. Unsere Familien kamen drei Monate später im Zuge der Umsiedlung nach.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Draußen war es mittlerweile Tag geworden. Ein Schaffner erschien und sagte: „In 15 Minuten sind wir in Deutsch-Przemysl. Fertigmachen! Alle müssen aussteigen!“

In Zurawica, 5 Kilometer von Przemysl, mußten wir aussteigen und fast drei Stunden auf einen anderen Zug warten. Es gab noch eine Paß- und Devisenkontrolle für Zivil und dann rollten wir über die Notbrücke in Przemysl ein. Die Stadt zeigte Spuren schweren Artilleriebeschusses hüben wie drüben, aber der Bahnhof stand. Die ersten gefangenen Rotarmisten, die wir zu sehen bekamen, lungerten zerlumpt und schweigsam an einer Mauer herum. Nach einer halben Stunde ging es weiter. Bei Medyka, auf einer Wiese, standen sechs bis sie-

ben mittlere sowjetische Panzer zerschossen und ausgebrannt. In der Nähe ein einsames Heldengrab, der deutsche Stahlhelm über dem Birkenkreuz, träumte an einem kleinen Wassergraben. Ob dieser tote Soldat auch bei der Vernichtung dieser Panzer dabei war? — —

Weiter ging es an Dörfern und Kleinstädten vorbei, die meistens noch heil standen, bis wir um 14 Uhr in Lemberg eintrafen. Mein erster Blick galt dem Bahnhof. Als ich ihn bei meiner Flucht zum letztenmal sah, trug er die Spuren der deutschen Fliegerangriffe. Heute, nach zwei Jahren bolschewistischen Regimes, stand er noch genau so da. Der linke Seitenflügel ein gähnendes Loch, der Haupteingang mit Brettern verschalt.

Mit der Straßenbahn fuhr ich ins Stadtinnere. Mit wenigen Ausnahmen sah die Stadt fast so aus wie Ende Oktober 1939, als ich sie verließ. Nur einige Häuser waren in Trümmern, dagegen zeigten die Häuserfronten ganzer Straßenzüge Spuren von MG.-Beschuß.

Das pompöse, kitschige Denkmal war verschwunden, und nur die Geschäfte und Verkaufsläden trugen noch russische Beschriftungen und erinnerten an die früheren Herren. Auf den Straßen viel deutsches Militär, dazwischen die lehmgrauen Uniformen der Slowaken. Überhaupt roch es hier überall nach Front. Die Läden meistens geschlossen, und in den wenigen, die geöffnet waren, konnte man auch nichts kaufen. An den Mauern des Brigitki-Gefängnisses, in dem über zweitausend Leichen aufgefunden worden waren, eine Tafel: Nicht stehen bleiben, weitergehen! Davor Polizei. Die Fensterhöhlen geschwärzt von Rauch und innen alles zusammengefallen. Auf der anderen Straßenseite Gruppen von Menschen, die noch heute nach über zwei Monaten die Mauern des ehemaligen Gefängnisses anstarren, als ob sie erzählen könnten, wo der Vater, der Bruder, der Sohn geblieben ist. Eine alte Bäuerin weint und erzählt den Umstehenden:

„Am 18. Juni haben sie ihn geholt. In der Nacht kamen sie mit dem Auto. Nicht einmal ein Stück Brot durfte er mitnehmen und hierher haben sie ihn geschafft, diese Banditen. Nur dafür, daß er bei den Wahlen in den Dorfsowjet sich der Stimme enthielt. Verflucht sollen sie sein, verflucht in alle Ewigkeit!“ — — —

Sie bricht in haltloses Weinen aus und schüttelt dabei die geballten Fäuste. Die Zuhörer erörtern den Fall. Jeder hat irgendeinen Verwandten oder Bekannten zu beklagen, die teilweise als halbverkohlte Leichen aus diesem Gefängnis geborgen wurden. Viele Tausende werden vermißt. Sind einfach unauffindbar. Sibirien!

Als ich eine Frage in ukrainischer Sprache stelle, bin ich im Nu von Menschen umringt. Jeder will erzählen, jeder sein Leid klagen. Ich frage nach den Gründen dieser Massenmorde und Massenverschleppungen.

„Gründe?“ Ein blasser Mann mit der polnischen Eisenbahnermütze lacht bitter auf. „Diese Hunde haben sich den Teufel was um Gründe geschert. Die Anzeige eines Juden genügte. Fünf Minuten Verspätung beim Dienst, eine unbedachte Äußerung und man wurde in der Nacht geholt. Herr, ich habe fast ein halbes Jahr in Stiefeln geschlafen, weil ich jede Nacht geholt werden konnte. Warum? Weil mein Sohn über die Grenze ins Generalgouvernement flüchtete.“ — — Ein alter Mann, der dem Aussehen nach den besseren Ständen angehören mußte, zog seinen russischen Paß und zeigte ihn. In der Rubrik Beruf stand „Freier Beruf“ und dahinter ein Paragraph mit einer Zahl. „Sehen Sie, dieser Paragraph war schon meistens das Todesurteil. Alle Intelligenzler haben so einen Paragraphen in ihrem Paß. Wenn Hitler nicht gekommen wäre, wären wir alle tot. Mein Sohn ist auch in diesem Gefängnis gesehen worden.“ Er zeigte scheu nach der Mauer. „Wer weiß, vielleicht liegt er noch irgendwo hier unter den Trümmern.“ Fast flüsternd sagte er es.

Ich entzog mich der Menge und suchte meinen früheren Bekannten auf, von dem ich interessante Einzelheiten zu erfahren hoffte. Ich fand ihn tatsächlich noch am Leben, trotzdem er als Dozent der Lemberger Universität auf ziemlich exponiertem Posten stand. „Wie haben Sie die zwei Jahre Bolschewistenherrschaft überstanden?“ „Ich habe dasselbe getan, was meine Kollegen taten. Ich habe mich fast ausverkauft. Alles Mobiliar, Teppiche, Bilder und auch Kleider, die ich oder meine Frau nicht unbedingt benötigten, wurden veräußert. Die Universität war geschlossen. Privatpatienten hatte ich, mit wenigen Ausnahmen, fast keine. Wir

haben manchmal gehungert. In diesem Gebäude wohnen fast ausschließlich Ärzte oder Beamte, wie Sie wissen. Deswegen waren die Nächte immer sehr aufregend. Wenn das NKWD. jemanden holte, dann nur nachts und manchmal hallte das Haus vom Schreien und Wimmern der Getroffenen. Was soll ich Ihnen sagen? Ich war mit meinen Nerven vollständig fertig. Meine Frau, die in dieser Zeit niederkam, gebar ein totes Kind. — Die Roten haben sich erst nach zirka acht Monaten entpuppt. Die Umstellung zur Kollektivwirtschaft wurde ohne Rücksicht auf Verluste durchgeführt. Es hieß, wer wolle, könne sein Geschäft auf eigene Faust weiterführen. Meistens gab es der Kaufmann schon nach einem Monat auf. Die Steuern wurden so hoch geschraubt, daß sie kein Mensch bezahlen konnte. Wir wollten wenigstens eine Kirche behalten, mußten dafür aber so hohe Steuern zahlen, daß wir verzichteten. Die Gaststätten und Restaurants wurden numeriert und der Eigentümer als Angestellter behalten. Jeden Abend erschien ein Beamter der Stadverwaltung und kassierte die Tageseinnahmen. Die Einkäufe wurden in Großeinkaufsläden von der Stadtverwaltung getätigt und der frühere Besitzer mußte sich die Ware selbst abholen. Dafür bekam er monatlich 240 bis 260 Rubel.

„Konnte man davon leben?“

Der Dozent schaute mich fast mitleidig an.

„Leben? Vegetieren mußte man oder stehlen. Ein Paar Stiefel kosteten 150 Rubel, ein Kilo Speck 30 Rubel. Rechnen Sie sich aus, was für einen Lebensstandard wir hatten. Dasselbe betraf auch die Bauern. Wer vier bis sieben Hektar Land zur Bewirtschaftung hatte, wurde schon zu den Kulaken (Großbauern) gezählt und mußte an Abgaben das Doppelte der Kleinbauern leisten. Vom Morgen zirka ein Zentner Gemüse, bzw. die entsprechende Menge Getreide. Das für die Dorfgemeinschaft. Für den Staat dasselbe Quantum ohne Steuern und andere Abgaben, die dann noch dazu kamen. Gratis, versteht sich. Dies wäre noch nicht das Schlimmste gewesen, aber die Bolschewisten verstanden es, mit teuflischem Raffinement die Abgaben zu erhöhen. Es hieß dann: Du hast in dieser Zeit so und soviel abgeliefert, was aber viel zu wenig ist. In der nächsten Zeit wirst du bedeutend mehr liefern müssen, sofern du nicht Sabotage am Staat begehen willst. Damit wurde vor allem der Kaufmann schwer getroffen. Manche haben aus Angst vor dem Kommenden Selbstmord begangen, viele sind nach Sibirien verschleppt worden und es fehlt jedes Lebenszeichen von ihnen. Auch mein Bruder mußte daran glauben. Er wurde vor den Augen seines vierzehnjährigen Sohnes erschossen, der Junge selbst nach Sibirien verschleppt.

„Was sagten die Russen, als es am 22. Juni losging?“

Er lachte schallend auf.

„Sie haben keine Zeit mehr gehabt, noch etwas zu sagen. Gelaufen sind sie, daß es eine Freude war. Sie nahmen sich nicht einmal Zeit, die Kisten und Koffer die Treppen herunterzutragen. Vielfach warfen sie ihre Bündel aus den Fenstern der Stockwerke in die bereitstehenden Wagen. Die Rückzugsstraßen nach Osten waren überfüllt mit den flüchtenden Roten, und dahinein schlugen die Bomben der deutschen Flieger. Unvorstellbare Verluste hatten sie da. Ich wurde als Arzt mehrfach hinausgeholt und kam selbst kaum mit dem Leben davon.“

Ich erinnerte mich der beschädigten Häuser durch MG.-Beschuß. „Wie kommt es, daß so viele Häuser Spuren von Kämpfen tragen? Gab es Straßenkämpfe?“

„Jawohl! Zwei Tage, bevor die Deutschen hier einrückten, organisierten Ukrainer in der Nacht einen Überfall auf die einzelnen sowjetischen Kommandostellen. Es gab eine große Schießerei und wir dachten alle, die deutschen Truppen seien schon in der Stadt. Die Ballerei dauerte bis in die Morgenstunden und am Vormittag rasten Sowjetpanzer wie wild durch die Straßen und schossen blindlings in die Fenster. An diesem Tage ging auch das Brigitkigefängnis mit seinen tausenden Insassen in Flammen auf. Kein Zivilist wagte sich auf die Straße. Alles saß in den Kellern und wartete auf die Erlösung, und als endlich nach zwei furchtbar langen Tagen die ersten deutschen Kradschützen in den Straßen erschienen, wollte der Jubel kein Ende nehmen. Die Soldaten konnten sich kaum vor Blumen retten. An vielen Stellen mußten sie halten und sich richtiggehend abküssen lassen. Herr, ich erkannte Lemberg nicht mehr! In den Kirchen wurden die Glocken geläutet wie an großen Festtagen. Das Dröhnen der Glocken, das wir zwei Jahre lang vermißt hatten, bedeutete auch für uns die endliche Erlösung von der bolschewistischen Pest.

„Und was sagen Sie zu dem Endkampf, in dem wir jetzt stehen?“

Er sah mich nachdenklich an. Dann sagte er zögernd: „Sie kennen mich ja von früher und wissen, daß ich nicht apolitisch gewesen bin. Ich hatte zur polnischen Zeit als Gegner der Beck-Clique einen schweren Stand. Meine Professur war gegenstandslos geworden, seitdem ich einmal sagte, daß eine Verständigung mit Deutschland unbedingt herbeigeführt werden müsse. Heute darüber zu sprechen, hat keinen Zweck mehr. Was Ihre Frage aber anbelangt, so kann ich Ihnen nur eines sagen. Deutschlands Kampf gegen den Kommunismus ist auch Europas und somit auch unser Kampf gegen den Kommunismus geworden. Diese Pest muß ausgerottet werden und auch der Bazillus dieser Pest, das Judentum. Die Juden hatten es auch am besten. Alle einflußreichen Stellen wurden von ihnen besetzt und im Nu hatten sich diese vaterlandslosen Parasiten umgestellt und wurden die rührigsten Kommunisten. Ihre Synagogen wurden nicht geschlossen.“

In diesem Moment klingelt es. Zwei Männer traten ein, die, als sie meine Uniform sahen, zögernd stehen blieben.

„Das sind russische Unterführer, die hiergeblieben sind“, sagte der Dozent.

„Kommen Sie als Patienten?“

„Ja.“

Ich stand auf und trat an die beiden heran.

„Was machen Sie noch hier in Lemberg?“

„Wir sind hiergeblieben, weil wir das Sowjetsystem satt haben, weil wir genug haben von diesem dauernden Betrug, weil wir hier erkannt haben, daß man auch menschenwürdiger leben kann, als man es uns in Rußland bietet und vor allem, weil wir selbst gebürtige Ukrainer sind.“

Obwohl diese Worte überzeugend klangen, sagte ich: „Ihr könnt ja genau so gut Spione sein.“

„Herr!!!“ Ihre Empörung schien echt.

„Sehen Sie, wir haben hier geheiratet“, sagte der eine, und meine Frau stammt mütterlicherseits sogar von deutschen Eltern.“

Das klang direkt stolz.

„Sind noch mehrere hiergeblieben?“

„Jawohl, noch viele.“

„Wovon lebt ihr?“

„O, wir haben noch Geld und dann wollen wir nach Deutschland zur Arbeit. Zuerst wollen wir aber Deutsch lernen. Sehen Sie!“ Er zog ein deutsch-russisches Wörterbuch aus der Tasche.

Ich verabschiedete mich und ging. Auf der Straße sah ich zwei Kerle in Räuberzivil, die vor einem Kino standen. Das Kino war nur für Wehrmacht und die beiden machten Anstalten hineinzugehen, trotzdem sie russisch sprachen und teilweise auch russische Uniformstücke anhatten.

„Was wollt ihr beide hier?“

Ich sprach sie deutsch an, und zu meinem Erstaunen antworteten sie mir deutsch, wenn es auch hart klang.

„Wir sind Wolgadeutsche aus der Gegend von Samara“, sagte der eine, „und sind freigelassen worden. Dies ist mein Nachbar. Er wohnt nur fünfzig Kilometer weiter.“

Ich mußte über diesen „nahen Nachbarn“ lachen.

„Und wollt ihr nicht mehr zurück?“

„Ja, aber erst, wenn unsere Heimat ist deutsch.“

„Ist es wahr, daß die Angehörigen von Soldaten, die sich gefangen nehmen lassen, von den Bolschewisten schikaniert werden?“

„Wir haben es gehört, aber wir wissen es nicht genau.“

„Was macht ihr jetzt?“

„Wir arbeiten an Eisenbahn und stellen Schienen auf Normalspuren.“

„Sind denn noch nicht alle normalspurig?“

„Nein, nur die Hauptstrecken.“

Über uns brauste eine Ju 88. Die beiden zogen unwillkürlich die Köpfe ein, so daß ich lachen mußte.

„O, lachen Sie nicht. Wir haben gehabt deutsche Panzerangriffe, aber das war nichts. Hölle war los, wenn Eure — wie heißen Sie — wenn Fallflieger gekommen sind.“

Er meinte unsere Stukas. Ich gab ihnen ein paar deutsche Zigaretten, die sehr hoch im Kurs sind, worüber sie sich sehr freuten. und verabschiedete mich.

Am Ringplatz mit den alten schönen Häusern, die teilweise im 17. Jahrhundert von deutschen Baumeistern erbaut worden sind und trotz vieler Umbauten deutschen Stil erkennen lassen, eine Menschenschlange vor der Stadthauptmannschaft.

„Volksdeutsche, die sich registrieren lassen“, sagte der Posten. Na, na! Das waren natürlich Polen, die sich jetzt plötzlich einer deutschen Großmutter oder eines

deutschen Vaters erinnerten. Ich war nicht überzeugt von der Echtheit dieser Vorfahren, da alles, was wirklich deutsch war, schon längst im Reich ansässig war. Aber das war die Arbeit der Angestellten, zu prüfen und zu sondieren. Ich machte noch eine Rundfahrt mit der Straßenbahn und nahm noch einmal die Gelegenheit wahr, die Schönheit dieser alten Stadt in mich aufzunehmen.

Dann fuhr ich nach S., meiner alten Heimatstadt. Wie ich es nicht anders erwartet hatte, mußten wir in Viehwagen fahren und alles war noch russisch, die Lokomotive und auch die Wagen. Nur der Schaffner war urdeutsch und schimpfte auf „Plattdütsch". Wie es sich zu unserer beiderseitigen Freude herausstellte, stammte der Mann aus Otterndorf bei Cuxhaven, wo ich als Soldat diene.

In S. angelangt, hörte ich, daß fast alle meine früheren Bekannten nicht mehr da waren. Tot oder verschleppt. —

Da ging ich auf den Friedhof, besuchte ein Grab, das verwahrlost lag, gab Geld für die Betreuung und Instandsetzung und machte Anstalten zurückzufahren. Bei einem kurzen Besuch im Gerichtsgefängnis, in dem während des Polenfeldzuges viele Volksdeutsche schmachteten, war ich zufällig Zeuge, als man den Kanal, der verstopft schien, reinigte. Juden besorgten dies, und es wurden noch Leichen herausgezogen, bei deren Anblick und Geruch ich schleunigst das Weite suchte. Und dann stand ich wieder im Zuge und ließ die Stadt an mir vorüberziehen. Zwei Jahre waren vergangen, als ich von hier nach Deutschland, nach der Heimat meiner Väter zog. Zwei Jahre voll Erleben und Begreifen um das Werk unseres Führers. Seit einem Jahr Soldat, deutscher Soldat, wie es schon Tausende meiner Volksgenossen aus dem Baltikum, aus Wolhynien und Galizien, aus dem Narewgebiet und Bessarabien sind, und von denen schon viele ihren Blutzoll in den weiten Steppen Rußlands entrichtet haben. Seit einem Jahr im Ehrenrock unserer Wehrmacht, so wie die, die im September 1939 mit ihrem Blut diese Erde düngten, dieselbe Erde, die schon fast zwei Jahrhunderte den Schweiß von Generationen deutscher Pioniere und Kolonisten aufnahm und die jetzt wieder aufblühen soll im Lichte der großen europäischen Erneuerung.

WILLI DROST

DIE NEUERWERBUNGEN DES DANZIGER STADTMUSEUMS

I. NIEDERLÄNDISCHE MALEREI

Die Danziger Kunstsammlungen haben während der zwanzig Jahre langen Abtrennung vom Reich nur wenig ankaufen können. Es ist ein schönes Zeichen der Wiedervereinigung und neuen Einheit mit dem großen Deutschland, daß unsere Galerie eine wertvolle Bereicherung hat erleben können, wie sie niemals vorher gelang. Dem Reichsstatthalter und Gauleiter gebührt Dank für sein stets waches Interesse an allen Kunstdingen und seine tatkräftige Mithilfe, dem Oberbürgermeister der Hansestadt Danzig Dank, daß er und sein Stadtkämmerer namhafte Summen für den Ankauf von Gemälden zur Verfügung gestellt und dem Museumsdirektor anvertraut hat.

Als die Zuwendungen allmählich zu fließen begannen, stand der Plan für die Neuerwerbungen in den Grundlinien fest. Der Grundstock des Museums, die alte Galerie des Danziger Kaufmanns Jakob Kabrun, die 1872 dem Franziskanerkloster einverleibt wurde und die vor allem die niederländischen Schulen umfaßt, mußte ergänzt werden und durch Werke von bedeutenden Meistern Gewicht erhalten. Dazu wurde grundsätzlich alles Wertvolle gesammelt, das mit der Stadt Danzig zusammenhing, sowie die Kunst an der Küste der Ost- und Nordsee. Alle Werke sollten sich möglichst derart in das Museum einfügen, als gehörten sie schon immer dazu. Wenn Bilder, die für eine öffentliche Sammlung in Frage kamen, auch schon mehr und mehr vom Markt verschwunden waren, gelang es doch noch gute Werke von bekannten hervorragenden Meistern zu erwerben. Es fehlen eigentlich nur noch die ganz großen Namen, wie Rembrandt, Franz Hals und Rubens.

Für Danzig wichtig ist das dem Cornelis Cornelisz zugeschriebene Werk der sieben Todsünden aus der Zeit um 1600, weil sich im Hintergrund ein ziemlich getreues Bild Danzigs befindet. Es steht dem Danziger Stadtmaler Anton Möller so nahe, daß man auf eine enge Beziehung zwischen beiden Meistern schließen muß. Möllers frühe Gerechtigkeitsbilder über der Schöffenbank im Artushof vom Jahre 1588 zeigen im Aufbau große Ähnlichkeit, nur daß ihre Malerei lockerer und gespritziger ist.

Aus der flämischen Barockmalerei konnte eine geniale Skizze Anton van Dycks, des großen Schülers und Freundes von Rubens, angekauft werden. Es ist eine Studie zu dem Altarbild für St. Michel in Gent, die aus dem Besitz des Earl aus Brownlow nach München gekommen war. Wenn auch kein fertiges Werk vorliegt, so ist um so größer der Reiz der Handschrift, diese edle Flammenschrift, in der van Dyck die Komposition mit unfehlbarer Sicherheit hingeschrieben hat.

Im Schatten der Großen erwuchs in Flandern die Kleinmalerei verschiedenster Inhalte, wenn auch nicht mit der gleichen malerischen Feinheit und dem Reichtum wie in Holland. David Teniers d. J. gehört zu den bekanntesten und vielseitigsten Vertretern des Genrebildes. Von der flüchtigen, skizzenhaften Braunmalerei Adriaen Brouwers herkommend, wurde Teniers immer glatter, fester, auch bunter und ersetzte die vielfach derben Wirtshausstücke durch eine freundliche, bürgerliche Wohlanständigkeit. In diese späte Zeit gehört unser Bild, die Flucht nach Aegypten, in der der Meister hübsch erzählt, wie die heilige Familie abends an ein Fährschiff gekommen ist und Josef sich bemüht den störrischen Esel auf das Schiff zu ziehen, das der Fährmann mit seiner Stange gegen das Ufer drückt. Das Bild war in früheren Zeiten offenbar so beliebt, daß ein Stich danach gefertigt wurde, den das Museum auch besitzt.

Die holländische Schule ist so reichhaltig vertreten, daß bereits die gewohnte Einteilung in die verschiedenen Bildgattungen eingehalten werden kann. Unter dem Eindruck Rembrandts entstanden die meisten religiösen Bilder, von denen das

Nachtstück der Ruhe auf der Flucht des Dordrechters Benjamin Gerritsz Cuyp, eine sehr schöne Verkündigung des Amsterdamers Ferdinand Bol (ähnlich dem berühmten Traum Jakobs in der Dresdner Galerie) und eine Berufung des Matthäus von dem Dordrechter Samuel van Hoogstraaten, dem gleichfalls als Dichter und Kunstschriftsteller bekannten Meister, vorliegen.

Die Holländische Genremalerei wird eröffnet durch die Soldaten- und Wachtstubenbilder eines Jakob Duck, S. Kick, J. Duyster, Palamedes und andere. Die noch verhältnismäßig steifen oder gezierten Darstellungen sind meistens, wie auch unsere Wachtstube von Jakob Duck, in einen graugrünlichen, kühlen Gesamtton getaucht. Ganz anders tritt der 1626 in Leiden geborene Philips Wouwerman auf, dessen zahlreiche Reiter-, Jagd- und Schlachtenbilder mit einer unvergleichlichen Brillanz, Leichtigkeit und Sicherheit gemalt sind. Auf dem Danziger Bild mit den Reitern, die an einem Marketenderzelt Halt machen, kommt seine Kunst Gegensätze auszuspielen, seine silbrige Tonigkeit und flüssige Pinselführung aufs schönste zur Geltung. Von Pieter de Hooch ist ein Jugendwerk erworben, ein Soldat mit seinem Mädchen vor dem Zelt einer Zigeunerin, die der Schönen aus der Linie der Augenbrauen wahrsagt. Das kunsthistorisch sehr interessante Bild bekundet die derbe Soldatenmalerei als Ausgangspunkt dieses Malers, der später der poetische Schilderer feiner Gesellschaften in gepflegten, stimmungsvollen Innenräumen wurde. Aus der späten Zeit besitzt die Kabrunsche Sammlung bereits in der ente-



Cornelis Cornelisz zugeschrieben: Die sieben Todsünden



David Teniers d. J.: Die Flucht nach Ägypten

rupfenden Frau ein charakterisches Werk. Nicht ganz so flüssig und gleichmäßig sicher malte der holländische Genremaler, der nächst Rembrandt am vielseitigsten seine Themen gewählt hat, Jan Steen (1626—1679). Als der große Humorist unter den holländischen Meistern hat er mit derbem Spott oder feiner Ironie oder lärmender Mitfreude Bauern innerhalb und vor der Schenke geschildert, die Quacksalber auf den Märkten, die Patienten beim Doktor, Bordellszenen, Sprichwörter, Dreikönigsfeste, Religiöses, den ganzen Umkreis des damaligen Volkslebens. Unser Bild, Kinder lehren eine Katze das Lesen, zeigt den Meister von einer besonders liebenswürdigen, harmlos-freundlichen Seite. Sicher hat er eine solche Szene in seiner eigenen Wohnstube gesehen.

Die klassische holländische Porträtmalerei ist repräsentiert durch Aelbert Cuyps Porträt eines Mannes, der eine Hand auf eine reichgeschnitzte Stuhllehne lehnt (datiert 1650). Die Malerei ist wie meistens bei den Bildnissen Cuyps fast etwas derb und unbeholfen, aber charaktervoll und gesund. In der stolz aufgerichteten Haltung, dem festlichen Klang des gelbbraunen Hintergrundes und dem Schwarz des Gewandes spricht der würdige, stets etwas feierliche einfach, groß und klar komponierende Meister. Pieter Verelst hat sich in dem prunkvollen, mit glühenden Orange-Rotfarben gemalten Bildnis (datiert 1664) von der Nachfolge Rembrandts entfernt und vereinigt mit der Helldunkelmalerei die repräsentative Aufmachung der zweiten Jahrhunderthälfte. Juan van Noort gehört einer weniger bekannten Gruppe von Malern größerer Figurenbilder an, verbunden mit der flämischen Malerei durch die Beeinflussung von Jakob Jordaens. Das Selbstbildnis mit seiner Familie ist ein schönes Werk, glänzend charakterisiert das kapriziöse, geistvolle Gesicht seiner Frau und die gut-

mütig stille, in ihrer flämischen Blondheit wie durchsonnte Amme, die das pralle Kindchen auf ihrem Schoß hält. Der Franzose Alexis Grimou, schon ins 18. Jahrhundert ragend, bleibt in dem Bildnis eines jungen Malers durch das intensive Studium Rembrandts noch der holländischen Schule verhaftet.

Auf der Grenze zwischen Porträt- und Genremalerei steht das als Minerva aufgefaßte Frauenbildnis von Paulus Moreelse, des Begründers der Utrechter Malergilde und die Hirtin der Jan Nieuwael, die in ihrer überaus glatten blanken und leuchtenden Farbigkeit wie eben von der Staffelei gekommen erscheint (signiert und datiert 1639).

Von Stilleben wurde unter anderen ein Meisterwerk des Jan Davids de Heem erworben, ein Stück, in dem die Weintrauben, Apfelsinen, Pfirsiche und Mohnkapseln mit einer erstaunlichen Naturtreue wiedergegeben sind und das in prachtvollen dunkelglühenden Farben leuchtet. In dem pompösen Ensemble, zu dem die Früchte aufgebaut sind, spürt man den Einfluß der flämischen Schule aus der Umgebung des Rubens, während die malerische Durcharbeitung, die Auflichtung in der Mitte und das Dunkelgewölk an den Bildrändern auf der von Rembrandt beschaffenen Bildform beruht. Die Doppelseitigkeit erklärt sich dadurch, daß dieser 1606 in Utrecht geborene Meister seit 1636 in Antwerpen tätig war.

Am vertrautesten ist uns heute wohl das holländische Landschaftsbild. Mit Jan van Goyen, von dem ein Hauptwerk von 1630 nach Danzig gekommen ist, beginnt eine wichtige neue Phase der Landschaftsmalerei. Die noch vom großen Pieter Brueghel sich herleitende, mannigfach erzählende und mit teilweise bunten Lokalfarben häufende Art wird durch eine warme, graugrünliche oder graubräunliche Tonigkeit ersetzt. Entsprechend dieser zurückhaltenden neutralen Farbe ist auch der Gegenstand möglichst schlicht und unauffällig: ein Stück Düne, ein paar Hütten am Ufer, ein Bretterzaun mit Gebüsch und ähnliches. Alle Gegenstände sind aus den verblassenen



Aelbert Cuyp: Flußlandschaft mit Kühen



Jan van Steen: Kinder lehren eine Katze das Lesen



Johannes van Noort (tätig um 1644—1676) in Amsterdam):
Die Familie des Malers



Jan van Goyen: Holländische Landschaft (datiert 1630)





A l e x i s G r i m o u : B i l d n i s e i n e s j u n g e n M a l e r s

Tönen geformt, die Handschrift ist wellig ohne Schärfe und Ecken. Ganz dünn und tupfend sind die Farben aufgetragen; ein förmliches Netzwerk der Pinselstriche, eine Art von Wabenstruktur zeigt die Bildfläche. Nur ein schwefelgelbes Licht im Boden und Perlmuttertöne im pastoser aufgetragenen Himmel dürfen vorsprechen. Ist damit jedes Pathos, Formschönheit und menschliche Erhobenheit ausgeschlossen, so kommt dafür ein pantheistisches Verwobensein aller Dinge zustande, das uns vielleicht noch tiefer anzurühren vermag.

Die folgende Generation hat diese Form geändert. A e l b e r t C u y p (geb. 1620 in Dordrecht) baute seine Bilder in großen, möglichst senkrecht und waagerecht begrenzten Flächen zusammen und trug tiefschwarze und goldgelbe Farben fest auf. Auch unser Bild gibt die Form einer über die Bildfläche sich ziehenden Treppe, Cuyps beliebtestes Kompositionsmittel. Zwar stellt der Meister auf der Mehrzahl seiner Bilder echt holländische Weideplätze und Flußniederungen dar, und verteilt im Vordergrund Herden ruhender



Jan Rutger Niewael: Schäferin

oder grasender Kühe mit Hirt und Magd, aber in so feierlicher Ruhe sind Mensch und Tier aufgestellt, so rein erstrahlt der Goldglanz des Abend- oder Morgenhimmels, daß der Gegenstand menschlich erhoben und verklärt wird. Den holländischen Claude Lorrain nannte man später den Meister.

Kühles schweres Dunkelgrün knorriger Bäume, gewittrigen Himmel, dazu das Rotbraun einer Ruine stimmt dagegen Jakob von Ruisdael zu einer düste-



Jan Davidsz de Heem: Stilleben

ren Harmonie in seiner Waldlandschaft zusammen, die aus der früheren berühmten Sammlung Wesendonck nun ins Danziger Museum gekommen ist. Nicht so locker geistreich wie Goyen, nicht so golden festlich wie Cuijp atmen Ruisdaels Landschaften Pathos und Stimmungskraft und stehen uns heute wohl am nächsten. Je öfter man vor das verhältnismäßig unscheinbare dunkle Bildchen tritt, desto stärker wird man beeindruckt oder gar erschüttert von dem schicksalhaften Ernst, mit dem der Künstler dieses Stück Natur erfüllt hat. Seine innere Kraft vermag das Vorbild zum Symbol des Werdens und Vergehens zu steigern. Ruisdael als Dichter, mit dieser Überschrift würdigte Goethe 1815 an der Hand ähnlicher Werke den Künstler. Die Komposition der Landschaft ist durch die dunkle Abrundung der Ecken und die Auflichtung in der mittleren Wolke so geschlossen, daß dieses Stück Natur eine Welt für sich bildet. Das ist das Barocke an Ruisdael, den sonst viele Züge zu den Romantikern zählen lassen könnten.

Alle diese hier aufgezählten und noch andere neugewonnene Werke haben nicht das Ansehen eines wie zufällig hier angehäuften Kunstbesitzes, sie werden ganz schnell Wurzel schlagen. Denn was sie darstellen und wie sie es darstellen, ist uns längst vertraut. Das Danziger Gebiet, die See, Dünen, Flußniederung, das fruchtbare Werder, sind der holländischen Landschaft ähnlich. Der Menschenschlag, der seit Jahrhunderten von Holländern durchsetzt ist, ist ebenso verwandt, und an dem großen kulturellen Aufstieg Danzigs zu Beginn des Barocks haben Holländer zusammen mit Einheimischen teilgehabt, und Bauwerke wie Gemälde entstanden aus solcher Zusammenarbeit. So bettet sich dieser neue Kunstbesitz organisch in die Tradition unserer Heimat ein.*)

*) Im nächsten Heft werden die Neuerwerbungen aus der deutschen Malerei, insbesondere des 19. Jahrhunderts, behandelt werden.

Der Heimkehrer

Erzählung von Hanns Gottschalk

Der Apfelbaum, den Mutter Anne kurz nach der Geburt ihres einzigen Kindes mitten in den Garten gepflanzt hatte, blühte im dritten Jahre und trug die ersten Früchte. Drei Früchte waren es, und Mutter Anne nahm ihren dreijährigen Eduard auf den Arm und zeigte ihm die Früchte. Sie leuchteten prall und rotbackig aus dem satten Grün, und eigentlich wunderte sich Mutter Anne: nicht weil die Früchte allenthalben Eduards rotem und pausbackigem Gesicht glichen, sondern weil es ausgerechnet drei waren.

In jedem Jahre trug der Apfelbaum. Nun hatte er schon siebzehn Winter überdauert, und im achtzehnten, als Eduard gerade Schnee um den Stamm häufte, damit — wie er zu seiner Mutter sagte — das Schmelzwasser nicht zu früh nach innen tropfe, die Säfte und Kräfte unter der Rinde zu zeitig löse und das Leben des schlafenden Baumes gefährde, da kam der Postbote mit einem Brief den Hof herunter. Eduard und Mutter Anne sahen sich an, es war, als fiele für Sekunden der Schatten eines Schmerzes in ihr Gesicht, dann lehnte Eduard schweigend den Spaten an den Baum, und kaum eine Stunde später sah eine Mutter vom Garten aus ihrem ausziehenden Sohne nach. Und in der Kammer im Giebelhaus weinte eine Magd ihre ersten Tränen.

In den nächsten Wochen, die ebenso langsam kamen wie sie gingen, konnte sich Mutter Anne fast überhaupt nicht mehr von dem geliebten Apfelbaume trennen. Wenn der Wind durch die Äste fuhr, vermeinte sie Eduards Stimme zu hören, und wenn an einem wärmeren Tage der Schnee schmolz und die Tropfen zur Erde fielen, glaubte sie, Eduard klopfe an den Gartenzaun. Oft schüttelte sie dann, wenn sie sich ganz plötzlich umwandte und nichts als den leeren Staketenzaun sah, ihren eckigen Kopf, und die von Sehnsucht und Erwartung getragenen Augen schlossen sich, wohl als könnten sie so den Ersehnten besser sehen.

Allmorgendlich schaute sie nach dem Postboten aus. Unruhig wie eine Geliebte stand sie am Zaune und wartete. Und als dann der erste Brief aus dem Lande, wo kein Vogel sang, kam, probten die Amseln in den Kronen der Bäume ihre ersten Lieder, und Mutter Anne eilte in den Garten und las den Brief auf der Bank unter dem Apfelbaum. Und da sie las, war es ihr, als stände Eduard leibhaftig vor ihr und erzählte, wie er es immer tat, von dem Sein im Baume, das man Leben nennt, und von der Pflicht, das Leben zu hüten. Und sie umschlang den jungen Stamm mit ihren welken Händen und sagte ganz leise: Eduard.

Eduard! Diesen Namen sprach sie auch wenige Tage später vor sich hin, als sie ums Morgenrot in den Garten kam und den Apfelbaum in Blüte fand. Noch niemals blühte er so voll und weiß wie an diesem Morgen des Frühjahrs neunzehnundachtzehn. Der Nachbar sah über den Zaun und sagte etwas, und das Gold der aufgehenden Sonne schien länger denn sonst auf dem Baume zu verweilen. In der nächsten Morgenfrühe aber waren die Blüten verwelkt. Mutter Anne erschrak, als hätte sie eine eisige Hand angefaßt, und um ein Kurzes später kam die Nachricht, daß Eduard vermißt sei.

Vermißt heißt tot, sagte Mutter Anne zu Maria, ihrer Magd, und dabei umschlang sie den Baum, als wollte sie sein Leben, das im Erlöschen war, mit ihrer ganzen Kraft und Liebe festhalten. Maria aber ging in ihre Kammer im Giebelhaus und schloß sich ein. Sie konnte nicht daran glauben, was Mutter Anne sagte, liebte sie doch Eduard, und er liebte sie, und vermißt war nicht tot.

Im nächsten Frühjahr, als die Amseln wieder sangen und alle Bäume den buntesten Schmuck angelegt hatten, stand der Apfelbaum kahl und starrästig im Garten. Die Säfte trieben nicht mehr: er war gestorben.

Eduard, sagte Mutter Anne, mehr betend als bittend; dann hob sie den toten Baum aus dem Erdreich, verbrannte ihn an selbiger Statt und deckte die Asche mit einem Rasen zu. Wie einer, der etwas nicht begreift, schüttelte der Nachbar mit dem Kopfe, und Maria, die Magd, ging von nun an nicht mehr in den Garten. Sie wollte an das Grab und den Tod des jungen Eduard noch immer nicht glauben, ja sie war Mutter Anne von Herzen gram, daß sie an Zeichen glaube und so leicht ihre Hoffnung auslösche.

Monde kamen und gingen. Nun hatte auch der Letzte, der aus dem Dorfe hinausgezogen war, der Sohn des Nachbars, den Weg in die Heimat gefunden, nur Eduard war nicht heimgekehrt.

Mutter Anne hatte indessen Blumen auf das Grab im Garten gepflanzt, und immer, wenn die stillen Abende kamen, stand sie vor dem kleinen Hügel, das Haupt geneigt, als betete sie. Maria hingegen ging hinter das Dorf und sah gen Westen. Von dort mußte er kommen, ihr Eduard. Sie glaubte daran, und jeden, der aus der Richtung kam, fragte sie, ob er nicht einem Menschen, namens Eduard, begegnet wäre. Er sei groß, und gut sei er, und er habe den Gang eines Sämanns. Manchmal blieben die Gefragten stehen und sagten, wohl um das Warten der Magd wissend oder es erahnend, daß sie wohl vielen Wanderern begegnet seien, jedoch sei der eine nicht dabei gewesen; aber er werde schon noch kommen. Und Maria lächelte wie eine, die mit ihrem Glauben nicht allein ist, und am anderen Abend stand sie wieder hinter dem Dorfe und sah gen Westen.

So ging der Frühling, und der Sommer neigte sich. Eines Morgens, als Maria Klee und Mais von der Waldhufe holte und eben dabei war, die Sense zu schärfen, trat ein Mensch aus der Lichtung des Waldes. Maria glitt der Wetzstein aus der Hand. War das nicht Eduard? Wahrhaftig, er hatte den Gang eines Sämanns, und groß war er, und gut mußte er auch sein, denn die junge Hirschkuh, die am Waldrand äste, hob den Kopf und sah dem Fremden wie in Gedanken nach.

Näher kam er; jetzt trennte ihn nur noch ein Streifen Klee von der Magd.

Eduard! rief Maria, und leiser, Eduard, dann aber flog sie, als trüge sie der Wind, dem Heimkehrer entgegen und schloß ihre braunen Arme um seinen Hals. —

Mutter Anne schnitt Häcksel im Schuppen, als der mit Klee und Mais beladene Wagen durch das Zugtor in den Hof rollte. Die Schwarzgescheckte muhte im Stalle, und Bello, der alte Hund, riß an der Kette und bellte wie nie.

Da drehte sich Mutter Anne um; es war ihr, als müßte sie sich umdrehen, nicht etwa, weil die Schwarzgescheckte so seltsam muhte und Bello noch seltsamer bellte, sondern weil sie etwas anrührte, das hart und wie ohne Leben war und dennoch herzlich und wie ein Gruß aus einer schöneren Heimat. Und so fühlte sie nicht, wie Maria vor Glück fast nicht mehr aus den Augen sehen konnte, und sie hörte auch nicht, wie einer Mutter zu ihr sagte, immer wieder Mutter, Mutter, wie er ihr von seiner Kindheit und Jugend und von seiner Liebe zu Maria erzählte, und wie er dann fort mußte, fort in jenes Land, wo kein Vogel sang.

Mutter Anne sah weder auf, noch sagte sie etwas. Erst als sich der Tag neigte und ihre Stunde gekommen war, da sie zu dem kleinen Hügel in den Garten ging, nahm sie den Heimkehrer bei der Hand; es mußte wohl so sein, daß sie mit ihm den Weg ihrer Liebe ging, um ein Letztes zu erfahren.

Und also kam es: als Mutter Anne mit dem Heimkehrer zwischen den Obstbäumen und Sträuchern im Garten schritt und dieser mit einer sonderbaren, fast dunkel anmutenden Stimme meinte, daß sich auch hier wie in Hof und Haus nichts verändert hätte, wußte Mutter Anne, was sie vom ersten Augenblick an wußte, da der Heimkehrer vor sie hingetreten war: sie wußte, daß er nicht ihr Sohn war. Was half es, daß er ihm wie ein Bruder glich, und was tat es, daß die Leute, die ihn auf dem Wagen durch das Dorf fahren sahen, nun plötzlich in den Hof strömten und Maria die Hände schüttelten? Mutter Anne wußte mehr: Eduard war tot wie der Apfelbaum tot war, vor dessen Hügel sie jetzt stand und dem Heimkehrer in schlichten Worten das Geheimnis ihres Wissens um Eduards Tod enthüllte.

Da konnte auch der Heimkehrer nicht mehr länger an sich halten. Er heiße Raimund, sagte er, und sei gekommen, um ein Versprechen einzulösen, das er Eduard vor dem letzten Patrouillengang, zu dem sie sich freiwillig gemeldet hätten, gegeben habe. Tatsächlich sei Eduard in ebenderselben Nacht, in der, wie Mutter Anne erzählte, der Apfelbaum seine Blüten verlor, auf dem Patrouillengang ins Dunkel verschollen. Und da man um sein Schicksal nicht recht gewußt habe, sei er für vermißt erklärt worden. Er, Raimund, aber habe ihn später auf vorgerücktem Posten tot aufgefunden, und nun sei er da, an Eduards Statt, wie er es ihm vor dem Patrouillengang versprochen und dann noch einmal in die tote Hand geschworen hatte.

Mutter Anne schwieg eine Weile und sah, über den kleinen Hügel hinweg, in die Ferne, einmal, zweimal sprach sie Eduards Namen, dann legte sie ihren Arm um Raimunds Schulter und ging mit ihm wie eine Mutter mit ihrem Sohne ins Haus.

Und Maria lächelte.

JUNGE MUTTER

Ich deck' dich zu; schlaf' tief und gut,
Mein Kind, mein Trost aus seinem Blut,
Du gottgewolltes Leben!
Er wacht, er kämpft fürs Vaterland;
Er stürmt durch Tod und Weltenbrand,
Bereit, sich hinzugeben.

Nun bin ich nie mehr ganz allein.
In dir kann er stets bei mir sein,
Dem ich mich ganz gegeben.
Und sehn' ich mich manchmal zu sehr,
Greift an mein Herz ein Bangen schwer,
Du gibst mir Kraft zum Leben,

Du, unsrer Liebe Kind, und hell
Strömt mir durchs Herz des Blutes Quell;
Ergriffen muß ich danken.
Durch Tat und Treue soll's geschehn.
An meinem Werke will ich stehn
Wie draußen er ohn' Wanken.

JULIUS BANSMER

Rebellion um Preussen

(Heinrich von Plauen)

Tragödie in 3 Akten von Friedrich Bethge

(Das Werk ist vom Danziger Staatstheater für Ende März d. J. zur Uraufführung angenommen worden.)

1. Fortsetzung.

I. Akt

4. Szene

Ebene vor der Marienburg; rechts eine Bastion der Burg, zwei Flößer und Herschel.

Junger Flößer: Komm, was stehst und vertrödelst die Zeit! Könnten mit unsern Flößen längst die Nogat abwärts sein.

Alter Flößer: Versäufst deinen Lohn früh genug. Dahier wird auf den Plauen gewartet!

Herschel: Bringt nix ein! Ist e Herr wie e andre! — ob er den polnisch Rock trägt, ob den weißen Mantel.

Alter Flößer: Hüt' deine Zung! — ich sag dir's! (zu einem alten Bauern mit seinem Enkel) Daß du dich aufmachst, Gevatter, — den weiten Weg von Schwetz!

Alter Bauer: Der Jung ließ mir nicht Ruh!

Junge: Wenn ich groß bin, fecht ich für den Plauen! — er hat's mich selbst gelehrt!

Alter Flößer: Was du nicht faselst!

Alter Bauer: 's ist wahr! — als der gnädige Herr noch Komtur von Schwetz war, kam er oft in Geschäften auf meinen Pachthof — meist der Gäule wegen! — war freundlich mit dem Jungen, zeigte ihm gar manchen Griff am Schwert — und Stoß und Ausfall.

Junge: Der Braune, den der Meister reitet, ist aus unserm Stall.

Alter Bauer: — ein Hengstfohlen, — war mein ganzer Stolz! — wollt's für die Zucht behalten; doch der Herr Plauen ließ nicht locker! — der gerade Rücken, die trockenen Gelenke! — den muß ich haben, Andreas, sagte er zu mir. Und mein Brauner mit der Stirnblässe trug, ohne zu ermüden, den Herrn bis zur Marienburg. (Handwerksmeister mit seinem Gesellen Peter)

Herschel: Versteht sich ufs Geschäft, der Herr von Plauen!

Meister: Viel zu schaffen, ihr Leut! — alles neu aufbauen! Heut aber hab ich meinen Jungen freigegeben, sitzen wie die Vögel in den Bäumen, dem Plauen zuzujubeln.

Alter Flößer: Wart doch vordem nicht gut auf ihn zu sprechen!

Meister: Still, bitt euch, ich gesteh's, ich war ihm gram — und tausend waren's! Ihr seid nicht von hier, um's nachzufühlen! Die ganze liebe Stadt abbrennen, als der Jagiello, der Polenhund, heraufzog! Man liebt sein Nest! — kaum ein Haus, an dem man nicht selbst mitgeschafft — oder der Vater, der Großvater, — alles Zimmermeister. Und all das anzünden mit eigener Hand! — da flucht man, Gott verzeih's, dem harten Mann, der das verlangt. Wer hat da nicht geflucht, geweint, die Fäuste geballt? — und doch war es die einz'ge Rettung. Und heut? — 's gibt keinen wie den Plauen! — führt eine neue Zeit herauf!

Peter: Der Balthasar, mein Ohm, ist mitgewählt nach Elbing — in den Landesrat. Das wird ein Schwätzen sein heut abend mit den Gästen, — ein Berichten — —

Herschel: E redt't, als wär er selbst Ratsherr! (Frau und Mädchen)

Mädchen: Sie kommen, Muhme, sie kommen! Die Jungen winken aus den Bäumen! Hier stehn wir gut, wenn er vorbeikommt! — all die jungen Ritter! Sind welche bei aus Friesland — blond mit Sternenaugen; aber denen vom Rheinland zuckt es immer um die vollen Lippen, wenn sie uns Mägde sehn. Sind andre auch darunter aus den Bergen — mit braunen Locken, die Gesichter wild, — und Augen, Muhme, glühend wie Kohle.

Muhme: Schäm dich Magdlene, ist eine Sünd, geistlich Rittern so nachzuschaun. Da, sieh den Peter! — dem mach Augen!

Mädchen: Was frag ich schon nach dem! (Jubel) — sie kommen, sie kommen! (Plauen mit Gefolge, darunter Zollern, Brendel, Gans, Reuß, Georg, Hans, Walter; ihm entgegen Küchmeister; Ritter, Edle, Handwerker, Frauen, Kinder jubeln Plauen zu)

Plauen: (aufgeräumt — nach hinten rufend) Sorgt für die Gäule! (zu dem Bauern) Sieh da, Andreas! — immer noch dein Brauner! — 's ist ein Staatspferd! (zu dem Jungen) Wie lange soll's noch währen, Jung? — der Marschall braucht Soldaten! — hurtig wachsen! (Küchmeister begrüßend) Reisefertig, Michael?

Reuß: Nach Wien! —

Brendel: — und Rom!

Georg: Der — Reisemarschall!

Küchmeister: Wie Euer Gnaden anbefahl!

Plauen: — fast reut's Uns, daß du nicht zuvor mit uns geritten zum ersten Landestag nach Elbing! — du wärst befreit von allem Mißmut. Zwar dieses Volk ist gar nicht fein, doch auch nicht nur verhärmt, nur abgezehrt, wie mancher wähnt nach solchen Aderlaß! — 's ist salzig, doch unerschöpflich wie die Ostsee selber; Jagiello mag sich hüten, Oberstmarschall!

Zollern: Weiß der Himmel, woher sie's nehmen!

Plauen: Sie hassen uns nicht nur, wiewohl man viel getan, Haß großzuziehen. Manchem freilich mag's um die Ohren gegellt haben: von Pfundzoll, wucherischem Vorkaufsrecht, — von Nürnberger Kaufleuten, so sich auf unsern Märkten breitmachen, — von Hanseabgaben, Lobegeld — — (Volksjubel)

Gans: Schätze, Euer Gnaden wähnen sich noch immer auf dem Langen Markt zu Elbing, daß Gevatter Krämer und Handwerker, daß Hinz und Kunz die Stimme darf erheben in Sankt Marien.

Brendel: Das war der Brauch nicht — bis auf Seiner Gnaden Satzungsneuerung.

Georg: Die Satzung! — des Ordens ewige Kindswindel — und sein Sterbelaken!

Reuß: Jenem Manne gleicht der Oberstspittler, der die Weichselkirsche ausspie und den Kern zerbiß — und drob ausrief: was sind die Kirschen hierzuland doch hart und bitter!

Georg: Mit solchen Herrn ist nicht gut Kirschen essen.

Plauen: Ihn änderst du Uns nicht, Georg! Wie haben sie ihm mitgespielt in Elbing! — was ging dem Spittler nicht um die Ohren!

Reuß: — wie er aus Land und Orden ein Großspital aufzöge! (Lachen)

Küchmeister: Wohlgelaunt sind Euer Gnaden!

Gans: — und die Gilde belacht's!

(Plauen, Zollern, Küchmeister, Gans, Reuß, Brendel und Gefolge in die Burg; zurück bleiben Georg, Hans, Walter sowie das Plauen nachjubelnde Volk, darunter — verborgen ein hussitischer Wanderprediger)

Mönch: — — wahrlich, ich sage Euch, so ist dies Haus so recht der deutschen Geburt Spital geworden.

Peter: Mönchlein, gib acht, daß wir dich nicht mit Nogatwasser taufen!

Mönch: „— — mein Dach ist faul, es sinken meine Wände — —!“

Herschel: E Spaßvogel! — 's fault ihm unterm Dach!

Georg: Er hat recht!!

Meister: Ein hussitischer Mönch!

Georg: — ein Wiclefite auf gut deutsch!

Mönch: — — geschrieben stehet, daß die Geistlichen wie die Weltlichen den Königen Gehorsam schulden! Die Priester aber und Bischöfe, denen es geziemet, in Niedrigkeit Christi Niedrigkeit nachzufolgen, streben nach weltlicher Macht. Des haben sie beim Bischof von Rom, der sich Papst nennet, eine Bulle erwirkt, daß man die Bücher des Magisters John Wiclef verbrenne. Denn diese Bücher ärgern sie sehr, weil sie darin gestrafet werden wegen ihrer Simonie, Unzucht und geheimen Laster, die wie üble Dünste aufsteigen aus widernatürlicher Ehelosigkeit — Zölibat genennet —, so Rom wider die Schrift, wider Gott und alle vernünftige Natur gesetzet hat. Geschrieben aber stehet: es ist besser ehelichen, denn brünstige Gedanken und Laster großziehen.

Walter: — und Pfaffenkinder im Volk! (Beifall)

Mönch: Also spricht unser Bruder Johannes Huß, Diener des dreieinigen Gottes und demütiger Schüler John Wiclefs, durch meine Niedrigkeit zu euch — —

Walter: Verschont uns mit dem Huß!

Hans: Hat deutsche Studenten aus Prag ausgetrieben!

Mönch: — ist dennoch, Brüder, uns im G e i s t verbunden — wider den Antichrist in Rom!

Georg: Was schert uns der Huß? — bleibt beim Original!

Walter: John Wiclef! —

Georg: — — der die Zerschlagung der Vorherrschaft Roms fordert — —

Walter: Zerschlagung der Ohrenbeichte — —

Hans: (glühend) — — Zerschlagung undeutschen Zölibats!

Meister: Der Huß muß brennen! — und die Wiclefleute auch! — leugnen das heilig Sakrament des Abendmahls!

Muhme: Maria, Mutter Gottes, Gebenedeite, — —

Mädchen: — — bitt für uns!

Meister: Wein bleibt bei ihnen Wein! — Brot bleibt bei ihnen Brot! — nicht spüren ihre Ketzerlippen und leergebrennten Herzen des Herrn verklärten Leib mehr.

Muhme: Du Benedeite, — bitt für uns!

Meister: 's ist Irrlehre, Ketzerlehr!

Hans: Ein Deutscher ist kein Ketzer! — ihm wohnt Gott inne!

Walter: 's ist seine heilig Nüchternheit! Brot bleibt ihm Brot, Wein bleibt ihm Wein, Leib bleibt ihm Leib, Blut bleibt ihm Blut — und deutsch bleibt deutsch, — wird nimmer römisch!

Georg: Das ist sein Satzung, das sein Sakrament!

Meister: Da — hört die frommen Herrn von Sankt Marien!

Walter: — ja, hört nur auf sie! Was wissen die in Rom, was wissen all die Fremden von unserm heil'gen Land!

Herschel: Käuft Flugschriften eigen Händ des hochgelahrten Magisters Johannes Huß! — über die Simonie — käuft — nur drei Silbergroschen — über

den Antichrist zu Rom! — käuft! — über das Zölibat! — über das heilig Abendmahl! Käuft Flugschriften, käuft Flugschriften des Huß! — nur drei Silbergroschen, käuft! käuft!

(Küchmeister, reisefertig, und Reuß)

Küchmeister: Was lärmt das Volk?
Reuß: 's ist einer von den Gottesleuten!
Küchmeister: Ein Hussite?!
Mönch: Der Stuhl Petri, weil er in sich vereinen will zween Gewalten, fällt in den Kot! — — (Beifall)
Küchmeister: Werft den ketzerischen Mönch in den Turm!
Georg: Mit nichten, Marschall!
Meister: Brennen soll er!
Herschel: Weiß nix von Flugschriften! (verdrückt sich; Lachen im Volk)
Mönch: — — Herr, welche Lasten häufest du auf diese armen Schultern!
Walter: — — und dies arm Bäuchlein!
Mönch: — — aber häufe, häufe weiter!
Walter: — — bis es platzet! — —
Mönch: — — wehet doch dein Atem durch mich!
Walter: — — pfui, wie anrüchig!
Mönch: — — brennet doch dein Feuer in mir!
Walter: — — wie Sodbrennen! —
Mönch: — — was wollte mir das Feuer der Menschen?
Reuß: So Ihr dieser Kleinbekenner einen kitzelt, schon hanget er an dem Kreuz seiner Einbildung! So Ihr ihn aber gefangen setzet, auf einen Tag bei Wasser und Brot, flugs kommet er zu Gottvater gelaufen, so rasch ihm nur immer sein Bäuchlein gestatt't: dies habe ich um deinen eingeborenen Sohn Jesum Christum auf Erden gelitten! — wo ist der Platz doch zu seiner Rechten? —
Küchmeister: Ihr habt sein ketzerisch Wort gehört?
Mönch: Wann gehet dein Morgenstern über uns auf, wann dein Licht und neue Helle?
Georg: Ketzerisch? — vor der Kurie! — nicht vor unserem Glauben, Herr!
Reuß: — war ein gut Wort! — von der Unterordnung geistlicher Macht unter die Obrigkeit! —
Georg: — wie gemünzt auf Ordensbischöf' und Gebietiger!
Reuß: — und wann er dieses Wort, John Wiclefs Wort, dem weiland Bischof von Ermland predigen wollt, der zur Linken Jagiellos thront, — und er kommt gerupft und geschunden und um einen Bauch ärmer uns zurück, so sollen ihm, wie ich seine Gnaden kenn, zehn Gulden sein!
Walter: Geht, laßt das arm Bekenntnisfaß laufen! (der Mönch entwischt durch die Menge)
Küchmeister: Wann dies aller Ritter Meinung, da täte Rom wohl, den Orden Sankt Mariä — wie vor hundert Jahren uns zur Warnung die ketzerischen Tempelherren — mit Feuer, Schwert und Folter auszurotten. Was steht das Handwerksvolk herum und hält Maulaffen feil (Volk zerstreut sich) zu unsrer Schand?
Hans: Zu des Meisters Ehre!
Georg: 's ist erster Landestag, Marschall!
Küchmeister: „Landestag — zu des Meisters Ehr!" Ich reite zwiespältigen Gemüts nach Wien — nach Rom! Wohin wir schaun, verhängnisvolle kriegerische Rüstung gegen den Sieger Tannenbergs, — wohin wir hören, Satzungsfäulnis, ja offen ketzerische neue Lehr! (zu den Rittern): Schirmt ihr nur immer den Leib, den Ordensleib, den Madensack, das Land mit erzner Rüstung! Uns gilt der Ketzer ärger als der Landes-

feind; zehrt er doch an dem Mark der Ordensseele! Gott schütze die Satzung Sankt Mariens!

Georg: — — die Ordensgrenze schützen — wir! (Küchmeister erregt ab) Daß er den Hals bräche!

Reuß: Das hieße, der landsfremden Satzung Hals- und Beinbruch wünschen! — ein artig frommer Wunsch!
(folgt ihm)

Walter: Nun hört ich's selbst, doch nie hätt ich's geglaubt: zweierlei Orden herrscht in Sankt Marien! — so seid ihr Wiclefiten?

Georg: Viele Wege führen fort von Rom!

Walter: Auf die Bedingung leg ich meinen Kopf gern auf den Block! Am Neumond tagen die Kulmer Edlen insgeheim! — ihr seid willkommen!

Georg: (finster) — die Eidechsen?

Walter: (lachend) — den Namen schwur'n wir ab! — auch, was er schmählich bei Tannenberg bedeutet. Niemand steht treuer heute als der Kulmer Adel! Kommt aufgeschlossenen Herzens, des neuen Glaubens voll, und ohne Mißtraun! — die Finsternis, Brüder, hat ein Ende!

Georg: Wir kommen, Walter, auf den geheimen Rat!

Walter: — die Losung: John Wiclef!

Hans: Es gibt nur eine Losung: Heinrich von Plauen!

Georg: Das ist gewiß!

Walter: In diesem teuren Zeichen denn!

Georg: (Walter die Hand reichend) Wir sehn uns öfter nun — und als Vertraute. Berichtet bald uns, wie das Land, die Städte den Landesrat aufnehmen! Werbt Anhänger der neuen Lehr! (Walter ab) Wir dürfen ihm vertrauen?

Hans: — wie uns selbst!

Georg: Ja, wie uns selbst! — doch dürfen wir — uns trauen? Darfst du mir trauen, Hans, — darf ich's dir? — ja, darf ich trauen meinem eignen Herzen, das Ungeheuerliches ausbrütet gegen Sankt Marien? — für Sankt Marien, Hans! Der alte Orden ist dahin! — was hülf's, die Augen zu erblinden! Erfüllt ist seine Sendung, seit Jagiellos Völker in den Fluß der Taufe stiegen — geknutet oder nicht! Der alte Orden liegt bei Tannenberg verscharrt. Jagiello traf, der greise Totengräber, ihn doppelt mörderisch! Doch neu erhebt es sich aus dieses heil'gen Landes blutgeweihtem Boden mit Marienburgs wunderbarer Rettung. Da steht Marien nicht allein, da steht das Land — wider den Landesfeind. Da schlägt ein eherner Mann, dem Klöppel gleich, die neue Glockenstund' der übermächt'gen Zeit. Da hebt es an, zu dröhnen: eins! — Land und Orden — eins! — im neuen Glauben: zwei! — da dröhnt es: Landesrat — drei! — die alte Satzung fällt, die röm'sche — vier! — wird nur noch deutsch gesatzet, deutsch gelehret, deutsch gepredigt! — sind mit deren — Latein am End! So dröhnt die deutsche Schicksalsstund, — doch noch bedroht von des Tataren Tücke, der gern sein Feuerglöckchen zwischengellte! — doch noch bedroht vom Feind uns, der in Ordens Herzen nistet, sein ewig römisch Glöckchen, das geborstne, schwingend: romhörige Gebietiger, — es sind die gleichen, die den Meister ewig kreuzen — zäh wie das Alter! Allein — in ihrer Mitten — rüstig, — schweigsam, — einst Tapferster der Tapferen, doch nun tannenbergverstört und Rom verschworen: der Satzung Schwert und Harnisch und Marschallstab! Michael Küchmeister — muß fallen! — von unsrer Hand! Es ist nicht Raum für ihn und Plauen!

Hans: Doch wie stünd er, des Rechtes strenger Wahrer, zu so tollkühner Tat?!

Georg: Man stell ihn vors Vollendete! Sein Bruder Reuß steht fest — wir sahn's — bei unserm Glauben und wünschte lieber heut als morgen die — Herzogskrone auf des Meisters Haupt! — doch will er aus verwegnem Spiel gelassen sein, bis es — ein sichrer Trumpf! Hätte der Meister ihn geschickt zum Kaiser, — mich nach Rom, wir hätten ihm Jagiellos Planen gekreuzt, — bei dem allmächt'gen Gott! — und ohne Scheu vor jener erborgten Majestät und Heiligkeit. Und wär es nicht edles Vertrauen des Meisters, wäre es weise Planung des Staatsmanns, der Küchmeister für ein'ge Monde aus den Augen wünscht, um ungestört zu rüsten, der Preis so tiefer Absicht blieb allzu hoch! Denn Michael verrät des Meisters Auftrag so gewiß, Hans, wie gelb Saturn dort dräut! — verrät ihn — aus abgründ'ger Furcht, der einstens Tapfere, vor „Caesar" Jagiello, — verrät ihn — — um Rom!

Hans: Und diese Häupter sollen stehn wider den Göttlichen?

Georg: Ach, sie stehn fester als deines, Hans, als meins, wenn nicht die Sterne lügen! Laß uns die Monde nutzen, die wechselnden! Doch kann das Leben drangehn, Hans! — bist du bereit?

Hans: — ein höheres, ein göttliches zu schützen!

Georg: Ich werbe seit langem insgeheim Anhang im Orden, wirb du im Landesadel, dem du durch deinen edlen Vater verbunden bist.

Hans: Die Mutter schreibt: sie käme, sich dem Meister zu Füßen werfen, daß er ihr verstatte, die Neige ihrer Tage zu verbringen, hier, wo der Vater begraben liegt — und ich nicht minder, ach, Georg, begraben in des Ordens Kerker!

Georg: Was überkommt dich — bin ich nicht dein Freund, der dich mit jeder Faser liebt? — und der Meister, ist er dir nicht zugetan wie einem Sohn?

Hans: Das macht den Käfig golden! Andres, ach Georg, entflammt das Herz mir! — und unwürdig bin ich solcher Freundschaft! Ein Taumelnder auf himmlisch nächtigen Pfaden, auf höllischen, in ewiger qualvoller Stummheit!

Georg: So kenn ich dich nicht, Hans! — verändert bist du, ein Verschlossener mir seit Wochen. Hat der Freund ein Geheimnis vor des Freundes liebender Besorgnis?

Hans: Daß meine Mutter mich in diese Mauern getan, — das unmündige Kind!

Georg: Was vermißt du, was der Orden dir weigerte und was die Welt dir böte? An Betätigung fehlt's! — der faule Friede macht dich krank! Auf, reite zu Eberhard von Gleiwitz, wirb um ihn, bestürm ihn, mach ihn reif unsrer Sache! — er ist mächtig im Kreis der Landesedlen. Gewinnst du ihn, die andern folgen willig.

Hans: Eberhard von Gleiwitz? — ein Name mir — in deinem Mund?

Georg: Welch eine Purpurwelle überfällt dich? — du stehst ja wie in Flammen!

Hans: Schweig mir!

Georg: Eberhard, versteh ich, hat eine Tochter — —

Hans: — ich bitt dich, schweig!

Georg: Hans, steht es so um dich?

Hans: Gott im Himmel! Fesseln, unzerreißbar, hier wie dorten! (an seiner Brust)

Georg: Die Fesseln römischen Gelübdes sind zerrissen, wann du nur mannhaft willst und mittust! Ja, euer Bund füg' glücklich uns zusammen die Ordensjugend und den Landesadel im neuen Glauben zur befreienden Tat! Fordert John Wiclef nicht, fordert nicht auch Huß: Zerschlagung gottungewollter Ehelosigkeit der Priester wie der Ritter!?

Hans: (glühend) Ich reite, Georg, zu Eberhard, werbe um ihn, bestürm ihn, mach ihn reif unserer Sache, die längst die seine ist! Ich reite, das Haupt des Göttlichen zu schützen!

Georg: Herz und Hand der Göttlichen zu erringen! — Hans!

Hans: (in seinen Armen) So wäre Hoffnung? Gibt es einen so gnädigen Gott? —

Georg: Es wäre denn ein deutscher!

(Vorhang)

I. Akt

5. Szene

(Vor einem Prospekt zu spielen)

Kaiser Sigismund auf dem Throne sitzend — allein; von rechts Küchmeister, Handschreiben überreichend und reiche Geschenke niederlegend.

Sigismund: Es ist nicht recht, Marschall Küchmeister, und eine Lüge: Wir, Sigismund, Römischer König und König von Ungarn, trügen auf beiden Schultern. Lasset vielmehr Euren Hochmeister Heinrich von Plauen, Unsern tapferen Verbündeten, dem Wir für seine achtbare Botschaft Unsern königlichen Dank und christlichen Gegengruß sagen, — lasset ihn wissen, er möge sein friedlich Gesicht vor der Welt wahren und um solchen Scheins des Friedens willen getrost in eine Verpfändung der Neumark für ausstehende Kontribution willigen.

Küchmeister: Um des ewigen Friedens willen! Wir glauben den Wunsch der kaiserlichen Majestät wohl zu verstehen!

Sigismund: — es wär Uns dringlich! Lasset den Hochmeister wissen: die polnisch-litauische Union sei Uns ein Dorn im Auge; auch glaubten Wir keines Augenblickes Deut an das aufrichtige Christentum der litauischen Völker, die, mit Peitschen zur Taufe in den Fluß getrieben, in ihres Herzens Kern, um die Wahrheit zu sagen, verstockte Heiden geblieben sind. Wir planen daher insgeheim und in der Tiefe Unseres Herzens: Jagiello von Litauen, der sich seit seiner Heirat mit der polnischen Hedwig „Wladislaw, König von Polen" nennt, ihn alsobald, sofern er sich zu schnödem Friedensbruch reizen ließe, mit Eurem tapfern Hochmeister im Bunde mit Waffengewalt zu überfallen und sein Land unter Unsere Krone und des Ordens Herrschaft zu teilen.

Küchmeister: Welch unverhoffte Wendung! — welch Vertrauen der höchsten Majestät!

Sigismund: Solches schwören Wir, so wahr Wir ein König und Christ sind! Dieses königliche Geheimnis, Marschall Küchmeister, ist nur für Eures Hochmeisters Ohr gemünzt. Haltet es allen Spähern und Unredlichen fern — und schwört Uns dies auf Unser königliches Szepter: so wahr Euch Gott helfe!

Küchmeister: — in unverbrüchlichem Gehorsam! (er schwört auf das Szepter, dann nach rechts ab; von links Ermland, Handschreiben überreichend und reiche Geschenke niederlegend.)

Sigismund: Unserm Bruder Wladislaw Jagiello, König von Polen und Großfürst von Litauen, für seine achtbare Botschaft zuvörders Unseren königlichen Dank und christlichen Gegengruß! Unsere Seele ist von Betrübnis befallen, Heinrich Vogelsang! Lügen gehen um, Wir, Sigismund, Römischer König und König von Ungarn, trügen auf beiden Schultern. Lasset Unseren Bruder Wladislaw vielmehr — lasset ihn wissen, er wolle sein friedlich Gesicht vor der Welt wahren. Wir müßten Uns zwar auch fürderhin seinen ewigen Klagen verschließen: die christliche Mission des Ritterordens Sankt Mariä sei erschöpft, das Heidentum liege am Boden, seit Unser Bruder Wladislaw mit seinen Völkern

freudig, „freiwillig und fern aller Unwahrhaftigkeit" sich zu Unserm Herrn Jesus Christus bekannt habe. Wohl aber wären Wir gewillt — als Römischer König — Unserm Bruder Wladislaw die Neumark als Faustpfand ausstehender Kontributionen zuzusprechen; den Orden aber, sofern er sich zu schnödem Friedensbruch reizen ließe, ihn alsogleich — mit Unserm Bruder Wladislaw im Bunde — mit Waffengewalt zu zwingen und das Ordensgebiet unter Unsere und Unseres Bruders Wladislaw Krone zu teilen.

Ermland: Das wird des Königs ersten Hunger stillen!

Sigismund: Dieses königliche Geheimnis, Heinrich Vogelsang, ist nur für Unsers Bruders Jagiellos Ohr gemünzt. Haltet es allen Spähern und Unredlichen fern — und schwört Uns dies auf Unser königliches Szepter: so wahr Euch Gott helfe!

Ermland: — auf den Leib des Herrn! (er schwört, dann nach links ab)

Sigismund: Dir, Jagiello von Litauen, haben Wir es nie verziehen, daß du durch die listig mit Hedwig von Polen geschlossene „Krakauer Hochzeit" die Uns allein durch Erbrecht gebührende Krone Polens trägst, die der Rat der Woywoden Uns vorenthielt, weil Wir nicht Unsern Sitz in Wilna aufschlügen, — in Warschau — als Römischer König! Dir, Plauen, haben Wir es nicht verziehen, daß du — ruhmreicher Sieger über den Sieger von Tannenberg, Unsern Kronräuber, — ihn nach Marienburg, als dir Unsere höchste Hilfe zuteil ward, und als er vor Dir lief wie der Schakal vor dem Leuen, nicht vernichtest hast. Am Kleinmut Deiner „Gebietiger" ist so hohes Planen gescheitert, — jener Greise, die Tannenberg übrig gelassen und die bereits die Maden von innen verzehren. Hättest Du sie doch — wie sie waren — in der Gebietigergruft der Marienburg beigesetzt — und alleine „geboten" — Unser Stolz und Verbündeter d a n n — in dieser Welt des Truges, des Neides und der Habsucht!
In welch Gezeiten hast du Uns gestellt, Herr! Unser Bruder Wenzel trachtet, Unser Vetter Jobst Uns als „Gegenkönige" nach Krone und Leben! — drei „Stellvertreter Christi" erheben frech ihre Häupter. Empört sich also und bricht auf in Unzucht schwärend des Erdballs Rund, das doch in deiner Hand ruhet — gelassen wie dies güldne Gespinst (den Reichsapfel haltend) in der Unsern? Weiße Steinchen, rote, — Glasscherben! — was sind sie Uns anders! — was sind sie Uns anders? — Tränen, Schweißtropfen, roter Tau Unserer Untertanen! — doch nicht um Uns! — um das Reich! Wir haben Uns nicht bereichert! Unser Gewissen ist — — — was wissen wir doch von Unserm Gewissen? Unser Gewissen ist das ungewisseste aller Gewissen! Ach, Wir sind müde des Streites! Wann, o Herr, nimmst du den pressenden Reif, den lähmenden, Uns vom Haupte, daß es ausruhe von der Welt des Scheins! Vanitas vanitatum vanitas! — wann nimmst du ihn, Herr?! Doch kein anderer! — kein Irdischer! — das sind Wir Unsern Vätern schuldig! Wir sind der Kaiser! — entsinkt der Apfel, sinket das Reich! Kein Irdischer!! — da umklammern noch die Finger steif und kalt — — den Reif! — —

(Dunkel, Vorhang)

I. Akt

6. Szene

Diele im Hause Eberhards. Eberhard, Dorothea, Hans, Georg, Franz, hussitischer Mönch, Walter und andere Edle und Bauern.

Mönch: (vor dem Dorothea und Hans knien): — — so füge ich euch denn zusammen — nach Wiclefs Fug und Brauch und Ketzerlehre. Und dein Gewissen, junger Ritter, der du geschworen hast Gehorsam, Armut, — Keuschheit dem Meister St. Mariä, entlaste ich nach Christi Lehr' — verkündet durch den Magister John Wiclef und seinen demütigen Jünger Johannes Huß — —

Eberhard: Bleibt beim Wiclef!

Mönch: Denn es stehet nun bei dir, junger Ritter, wie du verehelicht wohl — keusch bleibest. Solche nach römischem Gelübde leben, solche leben wohl ehelos, aber leben sie auch keusch? Du aber hast nicht Ehelosigkeit gelobt, sondern Keuschheit; siehe nun zu, wie du sie nach Gottes Gebot haltest, amen!

Eberhard: Du findest nichts Spitzfindigeres unter der Sonne, Hans, als einen Pfaffen, mag er dir gleich wiclefitisch, hussitisch, römisch oder — alttestamentarisch kommen! — „lebet denn ehelich, aber keusch!" — lebet keusch — aber ehelich! — daß die Augen den Erben des Hofen sehen, ehe sie sich trüben! (küßt Dorothea und umarmt Hans) Die Stoppeln hab ich dir zu Ehren abgeschabt, da du nur milchbärtige Haut gewöhnt sein magst.

Franz: Es ist nicht recht und wächst kein Heil aus solcher Ehe, so keine ist! — geschlossen vor einem Priester, so keiner ist!

Walter: — bist gar römisch, Franz?

Franz: Seid Ihr Haushälterin über diese Unmündigen? (zu Eberhard) Euer edles Weib — Gott hab sie selig! — sagte in ihrer letzten Stunde: „Franz", sagte sie — Tränen in der Stimme, — „sei du Schaffnerin über diese beiden", deren einen sie unmündig sprach wegen unmäßigen Trunkes (Gelächter Eberhards), unmäßigen Fluchens, Lästerns, — die andere um des liederlichen Mannsvolks willen.

Hans: Noch ein Wort, und ich durchbohre dich, bei meiner Ritterehre!

Dorothea: Hans, er ist meine Amme, sozusagen. Seit ihm die Haare in Büscheln ausgehn und der Eckzahn ausbrach, wird er kindisch.

Franz: Oho, hätt' Euch gern aus den Windeln gehoben, junger Herr! Daß es Eure ritterliche Ehre jücket, just meine lausigte Haut zu durchbohren!

Dorothea: Wo ist die Peitsche doch?

Franz: Das hat sie auch vom Vater! — die Verblichene rief nie nach der Peitsche, wenn mein ehrliches Maul einmal überlief; höchstens: „Franz — die Milch kocht über!" — dann lösch' ich mein verbranntes Maul.

Dorothea: Geh nun und laß die Mägde die Tafel richten!

Georg: — genug der Hochzeitsspäße!

Eberhard: Was, Hochzeitsspäße?! — mitt' in geheimster Tagung sind wir inne, ihr Herrn, und schlossen eben feierlich zusammen den Orden und den Landesadel.

Mönch: Dieser junge Held, ihr Herrn, der — getreu Wiclefs Ketzerlehre — die röm'sche Ordenssatzung und undeutsch Gelübde brach — mit „Hochzeitsspäßen", drauf der Tod steht, — erschlug zehn Küchenmeister!

Eberhard: Dortchen, siehst du wohl eins nach? — die Mägde schlafen allweil! — das Wasser pfeift, ich hör den Kessel singen.

Dortchen: Leuchtest du mir, Franz?

Eberhard: Lorbaß, was stehst du noch und spionierst herum? (Dorothea und Franz ab)

Hans: Ich komme hernach auf einen Sprung, Dortchen!

Eberhard: Das — versteht sich! — und, Dortchen, vergiß nicht, daß wir Wasser nur sehr wenig brauchen! — sind wir doch eine erwachsene Mannsperson jetzt mehr.

Georg: Welche Gewähr gebt Ihr uns, Herren vom Landesadel?

Eberhard: Gewähr — Euch? — ach, sind wir immer noch am Geben? Franz, das Kartenspiel! — der Ritter wähnt, wir wären am Geben. Was??! — (drohend) — gegeben hab ich meine Söhne, Herr Ritter, soviel, wie Finger an der Hand. Mein Weib ward drob zum Engel, hub sich von hinnen, löste sich sozusagen auf, Herr Ritter, in Augenwasser, salzig wie die Ostsee! Vordem rührt ich Euch kein Glas Branntwein an — (Gelächter). Gewähr? — ist dieser Bund, Hans, nicht Gewähr?

Georg: Wie denkt der — Eidechs über Tannenberg?

Eberhard: Die das Kulmer Banner verräterisch abgeschwenkt, waren Hundsfott!

Hans: Nie fielen Köpfe je verdienter auf dem Richtblock.

Eberhard: Darum nichts mehr von Eidechs! — wir schwuren's ab! — den Namen auch, Herr Ritter!

Georg: Die Schlachta ist, der Polenadel, der freieste der Welt! — noch der König, selbst der römische, der Sigismund, mußt nach der Pfeifen der Woywoden tanzen.

Eberhard: Wo zielt Ihr hin damit?

Georg: Sie sagen, der Kulmer Adel strebe — trotz Tannenberg — noch immer nach der poln'schen Freiheit.

Eberhard: (den schweren Tisch mit einer Handbewegung umstürzend — steht schwer atmend vor Georg, der nicht zurückweicht) Die polnisch Mädchen, hört man, seien die schönsten der Welt.

Georg: Was soll das hier?

Eberhard: Sie sagen, der Ordensritter lange nach der Polenschönen. (Georg weicht einen Schritt zurück) Nicht verarg ich's ihm, solang gottwidrig römisches Gelübde, Unzucht ausbrütend, ihm die züchtige Jungfrau dahier als Todsünd verbiet! — da greift der Hitz'ge nach dem Polenkätzchen, dem lockenden. Der Kulmer Adel will, der preußische Landesadel in den Orden, muß in den Orden! Verweigert man's — und ihr verweigert's an zweihundert Jahr! — was Wunder, daß vom heißen Blut getrieben, gar mancher heimlich nach der Polin lechzt, der poln'schen Freiheit, — wann die Preußendirn sich blöde ziert und weigert. Nicht heiß ich's gut, doch nicht seid ihr drob Richter, ihr, vom Orden! Brecht ihr den Stab dem Ordensritter, den's zu der Polin treibt in seiner Not; doch schweigt mir von Verschwörung, greulichen Verrat des Kulmer Adels — 's käm nur auf euer Haupt!

Walter: — — über die Ordenssatzung, die Land und Städte ausgebeutet — um des Himmels willen!

Eberhard: Herrscht doch dieser Orden an die zweihundert Jahr in diesem Land, das *unser* Land ist — wie das seine! Der Adel aller deutschen Gaue; der Bayer, der Westfale, Franke, Sachse darf diesen Orden bilden, ihn ergänzen, den — Preußen, der mit ihm die Schlachten schlägt, nicht wider Heiden, für das — — *Land*, den — Preußen schließt er aus! Welche Segnungen empfingen wir vom Orden — außer seiner „Ordnung"? — verruchte Satzung wider Volk und Land! — verflucht die Hermann Gans — — verfluchter Brendel!

Walter: Siegelbewahrer ewig römischer Satzung!

Eberhard: — und das geheime Haupt — Küchmeister!

Mönch: — ging's nach ihnen, ich säß bei Brot und Wasser und mit Ratten im moderichten Turm, hättet ihr nicht (Hans, Georg und Walter die Hände schüttelnd) keck „das Bekenntnisfaß" herausgepaukt! (Gelächter)

Eberhard: Verflucht, die mit der Satzung schlafen, nach der Satzung sch — — —!

Georg: Die Satzung, Landesedler, strichen wir in unsern Herzen!
Eberhard: Streicht sie — wirklich!
Georg: Der Landesrat — ist er nicht Anfang und Gewähr?
Eberhard: Der steht auf Seiner Gnaden ganz allein! Das ist ein andrer Mann und andrer Kasus! Den Landesrat, freilich, den wird das Land Seiner Gnaden nie vergessen!
Walter: — die Küchenmeister auch nicht!
Eberhard: Sie sind reif — wie faules Korn — —
Bauern: — zum Hauen!
Eberhard: Küchmeister — laßt ihn mir! — ich kenn euch einen, der hat den Namen in seine Klinge eingeritzt und schwur, jedweden Gottestag nur einmal trunken zu sein, bis dieser Name ausgelöscht ist!
Walter: — all die Hermann Gans, die Brendel, die am liebsten zum heil'gen Vater wallfahrteten, auf daß Jagiello wieder Heide würde, denn wider Landesfeinde zögen sie nicht ins Feld! —
Hans: — es stünd nicht in der Satzung!
Bauern: Faules Korn — reif zum Hauen!
Georg: Wir haben Neumond. Wenn die Scheibe sich zweimal geründet, ist es geschehn: Küchmeister zurück aus Rom — und ein stummer Mann.
Eberhard: Das war er klüglich stets! — und bleibt der Alte noch in jener Welt. Ich fürcht, er bringt Sankt Peter um den Stuhl! Und wenn wir alten Sünder uns einst der Himmelspforte nahen, empfängt uns Michael, der höll'sche Küchenmeister — demütig sich verneigend: „Euer Begehr, Ihr Herrn? Ihr seid auf falschem Weg! — dort talab müßt ihr — ganz talab!" — ach, zur Hölle mit ihm! Gebt mir die Hand, Georg! — auch du, Hans! — Walter! — ihr alle! Sind wir einig? Besiegelt's denn vor ihm! (auf den Mönch) — wir haben Gott gleichsam im Haus! Der Landesadel schwört dem Orden, ein treuer Vasall zu sein.
Walter: Das schwören wir!
Bauern: Das schwört der Bauer auch!
Georg: Der Orden schwört, dem Lande ein Pfleger zu sein.
Mönch: Zu alledem sag ich „amen"! — und segne euren Bund und neue Lehr!
Hans: Land und Orden schwören Gehorsam — unabdingbaren — dem Meister!
Eberhard: — der bald einen andren Namen uns führen soll!
Hans: Sein Wort, wie es auch fällt, ist Gottes Wort gleich — unabänderlich!
Mönch: Amen!
Hans: Sahst ihr ihn zu Elbing im Landesrat? — auf dem Heimritt gen Marienburg? — — den Morgenstern, den Tagankünder? — — Preußens Herzog?! — von Bauern, Edlen, Handwerkern umjubelt — von Weibern, Kindern! — —
Mönch: — Preußens Bischof!
Walter: Bischof, ja, der neuen — —
Georg: — der deutschen Lehr!
Mönch: — der evangel'schen Lehr, Brüder in Wiclef!
Walter: Die für den Orden ihr Blut ließen, die dieses Land bebaut, das Jagiellos Schwert zerpflügt, die diese Burgen bauten, durften ihre Stimme erheben zum erstenmal im Landesrat! — doch ist dies erst Beginn!
Eberhard: Sind wir klar? — Hans, ruf das Kind! — das Wasser kocht sich toll. (Hans ab) He, Franz, hurtig, hurtig! Die Danziger setzten denen Herren vom Orden einen Turm vor die Nasen: „Kied in de Kuck!" — dies Haus soll sein ein Turm: „Kiek in den Kuckenmeester"! — zu schauen, was die in der Burg dem Lande brauen! (Hans, Dorothea) — ja brauen, Dortchen, einen Grog so steif, daß man mit gen Marienburg kann reiten! Nun geht der Hochzeitsspaß erst richtig an. He, Franz! (Bauern spielen auf)

Walter: Das gibt ein Tänzchen mit der Braut!

Eberhard: Ihr Herrn, das dauert! — der Grog verdampft mir — hurtig, hurtig! Wir müssen noch aufs Feld! — das Korn wird angehauen, — die Schnitter warten! (Mägde mit Ährenkränzen) Seht, kaum lockt die Musik, seht nur: das lose Mägdevolk, bringt Segen uns und Fruchtbarkeit ins Haus! Die hält es nicht vor Neugier, bis wir kommen — nach Urväterbrauch.

Mägde: Wir binden die Herrschaft mit gutem Korn,
ist gewachsen unter Distel und Dorn,
ist gewachsen unter Blitz, Hagel und Regen, —
wir binden die Herrschaft mit Halm und Segen.

Eberhard: Auf ein fruchtbar's Jahr!

Zurufe: Brautjungfern, Garbenbinderinnen, — auf ein Tänzchen, — auf ein Kornchen, — auf ein Schmatzchen, — auf ein Glaschen!

Mönch: (singt) Wir woll'n fürthin gut päpstisch sein,
(alle fallen ein:)
Des Wiclef Lehr nicht achten! —
Kreuzritter soll'n Marien allein,
Nicht ird'scher Lieb nachtrachten.

Eberhard: Die Großgebietiger wir verehrn, —
Wenn sie nur erst im Himmel wär'n —
Und Geister!
Sassa, bald spukt's in Sankt Marie, —
Rumplum, wir überrumpeln sie — —
Die Küchenmeister — — —.
(alle wiederholen drohend den Schluß)

(Vorhang)

I. Akt

7. Szene

(Vor einem Prospekt zu spielen)

Papst Johann XXIII. auf dem Stuhl Petri sitzend allein. Von rechts nähert sich Küchmeister, Handschreiben und Geschenke überreichend.

Johann: Unserm Hochmeister Sankt Mariä, Heinrich von Plauen, Dank und väterlichen Gruß! Wir sind gesonnen und willens, Marschall Küchmeister, als sorgender Vater der Christenheit, die Abberufung und Andersverwendung des Bischofs von Ermland, Heinrich Vogelsang, wohl zu erwägen. Ließe Uns des Hochmeisters ängstig Wort noch des Zweifels Tor offen an Vogelsangs Ordensverrat, so schlägt Jagiello selber die Pforte dröhnend zu, wenn er doch gar so ungestüm des Abtrünnigen Rückkehr in das Ordensbistum Ermland fordert und begehret. Solch Begehren und ermländisch Träumen des unermüdlichen Königs zielt auf einen jagiellonischen Keil im Ordensland Preußen, den Wir, in Saturns Ränken dieser christlichen Welt erfahren, nimmermehr zu dulden gewillt sind.
Wir sind überdies gesonnen, dem greisen, doch so jungchristlichen König herbe Gewissensvorhaltung zu machen wegen der erwiesenen überaus grausamen und unchristlichen Behandlung der Ordensgefangenen, die man eingekerkert und vielfach verstümmelt, sie aber auch — insbesondere Frauen und Jungfrauen — den Heiden zugeführt hat, wo sie zu anderem auch ihren christlichen Glauben verlieren mußten. Solche Schmach werden Wir dem König mit flammender Schrift, so auch ätzet und brennet, vor des Gewissens Augen führen — als liebender, aber auch eifernder Vater der Christenheit!

Küchmeister: Wir stehen wie ein Schüler vor solcher Meisterung aller strittigen Fragen. Beglückung streitet mit Beschämung vor so viel Gnade — — (nach rechts ab; von links Ermland, Handschreiben und Geschenke überreichend. Johann liest; — sodann:)

Johann: Dem König Wladislaw Jagiello Dank für seine achtbare Botschaft! Lasset den König wissen: Wir haben sein Handschreiben wohl studieret! Wir sind betroffen! Wären wir Bischof zu Krakau — und säßen nicht also auf Petri Stuhl zu Rom, der König hätte Uns nicht üppiger schreiben können! Unserer Milde gibt der König Schuld an des Ordens säumiger Haltung? — als schmachteten nicht in den Kerkern und bei den Heiden gar die Ordensgefangenen noch immer, für die der Ewige Friede von Thorn Freiheit und Auslösung bedungen! Unserer Milde gibt der König Schuld, wenn der Hochmeister auf deine, des Bischofs von Ermland, Versetzung beharre? Was doch scheust du des Hochmeisters billig Gericht, Heinrich Vogelsang, so dein Gewissen rein ist?

Ermland: Wir stehn zerknirscht! — oh, wär's der Meister Sankt Mariens auch — in Demut!

Johann: — — zerknirscht! — was doch bangst du trotz freiem Geleitbrief und verbirgst dich also unter eines fremden Königs Rock und Mantel? Und was doch sorgt dieser jungchristliche König so viel inbrünstiger um den Bischof von Ermland als um seine Bischöfe von Warschau, von Krakau und Wilna? — —
Allein — — um der christlich hohen Mission der Kurie in Litauen willen, — damit diese armen heidnischen Seelen darüber nicht etwa des ewigen Heils verlustig gehen, versprechen Wir, das preußische Ordensbistum Ermland keinem Lebenden zu verleihen gegen den Einspruch der polnischen Majestät — und dies auch den darin so hartnäckigen Hochmeister wissen zu lassen — bei Unserer Ungnade! Der König indes möge die Bemühung der Kurie — nun wohl unterstützen, die Reste litauischen Heidentums der Kirche Christi ja zuzuführen, wie es so christlichem Herrscher geziemet!

Ermland: Dem hochbeschenkten König wollen Wir die schuld'ge Demut vor Eurer so gnäd'gen Heiligkeit mit strenger Milde, sozusagen mit sanftem Schelten ins Gewissen schmeicheln — — (nach links ab)

Johann: (erhebt sich zornig) Herr Jesus Christus, Heiland der Welt, in welchen Zeitensand ließ doch Dein Zorn die Tage verrinnen, da Wir solche Könige vor den Stuhl Petri fordern durften! — daß sie in härenem Kittel, barfuß, barhäuptig — kniend im Schnee — Lösung vom Bannstrahl erflehten! Wie aber soll Gewalt sein bei solcher Krone, wann doch ihre drei Zacken — drei Stellvertreter Christi um den Stuhl Petri hadern — in Deinem Namen! — alles in Deinem Namen! — Was haben Wir noch mit Deinem Namen gemein? Sind Wir der Antichrist, dieweil Wir auf dem Stuhl sitzen Petri, — der Dich in einer Stunde dreimal verriet? — wie Wir seitdem in jeglicher Stunde siebenhundertsiebenzigmal! Sind Wir der Antichrist, wie jener vierte „Papst" zu Prag, jener gefährliche wiclefsche Neuerer und ketzerische Narr Johannes Huß hinausposaunet in eine zerrissene Christenwelt, indes Türken und Heiden an die Pforten des Reiches klopfen und hämmern? Meinen Wir nicht — — wie sie: die Macht dieser Welt?! Du aber sprichst — geheimnisvoll Dich verschleiernd — von dem Reiche, das nicht von dieser Welt. Wolltest Du, daß Wir den Stuhl Petri gründeten in — Luft? Kann eine Macht sein auf Erden anders als „von dieser Welt"? Wir haben zweifelszerquält die Sterndeuter drum befragt, die Magier, die Gnostiker, — oh über die Zweideutler dieser Welt! — das weissagete nur: Wir würden „brennen"! — „brennen"

die Bücher und modernd Gebeine des Ketzers John Wiclef? — „brennen" seinen Apostel Johannes Huß zu Prag? — oder „brennen" hier inn' an Unsrer also großen Sündenlast, die Uns die Kehle presset? Herr Jesus Christus, Du bist die Sonne der großen Weltenuhr; — aber Uns, — mähet Uns nicht alle Saturns Sichel? Und kann doch nur eine Macht sein: diese oder jene, die Wir nicht begreifen — und die doch ist, — ist — —! Enthülle ihr Geheimnis, — das System!! — daß es Uns triumphieren helfe über alle Weltlichen! — nicht um Unsert- — um Deiner heiligen Kirche willen! Heiland, sieh es Uns gnädig nach, wo Wir auch hierin — lügen! — sind Wir doch in einen Wirbel gestellt von Trug und Wahrheit — — nahe einander gesellt. Herr Jesus Christus, Dein allein ist die Kraft und die Herrlichkeit! — ach, wie so ohnmächtig ist doch alle Macht — — dieser Welt! — —

(Dunkel, Vorhang)

(Fortsetzung folgt.)

IM QUERSCHNITT

Das Kulturwerk Deutsches Ordensland, das Reichsminister Dr. Goebbels kürzlich in Danzig unter seinen Ehrenschutz nahm, hat als kulturfördernde Organisation des Reichsgaues Danzig-Westpreußen mit vollem Bewußtsein schon in seinem Namen die Tradition des Deutschen Ritterordens aufgenommen und sich damit zu dem Geist der Gemeinschaft bekannt, die einmal vor 700 Jahren das deutsche Ostland wiedergewonnen und als stärkste staatsbildende Kraft dieser Epoche dieses Land organisatorisch, wirtschaftlich und kulturell dem Reich und Volk wiedergeschenkt hat. Das Weichselland steht noch heute ganz im Zeichen der ungeheuren Leistung des Ordens und in vieler Hinsicht sind die Maßnahmen der Ritter für die heutige Rückgewinnung des wiederum zwanzig Jahre in Händen der Polen gewesenen Gebietes vorbildlich. Wenn sich nun das Kulturwerk Deutsches Ordensland die Aufgabe stellt, zunächst die verschiedenen Gebietsteile des Reichsgaues Danzig-Westpreußen, die auf Grund ihrer ehemaligen Zugehörigkeit zu Danzig, zu Ostpreußen oder zum „Korridor“ heute noch ein ungleiches Kulturniveau haben, einander nach oben hin anzugleichen und dann das Gesamtgebiet dem Kulturstand des Gesamtreiches gleichzustellen, so muß auch in dieser Aufgabe der Geist und die Tatkraft des Ordens Vorbild sein. Die hier zu lösende Aufgabe wird nur dann zu bewältigen sein, wenn sie mit Großzügigkeit angefaßt wird, wenn alle kulturschöpferischen und kulturfördernden Faktoren zu einer möglichst unschematischen Eigeninitiative aufgerufen werden und alle ihre Kräfte zu dem Ziel gelenkt werden, durch die Entfaltung eines reichen, eigenständigen Kulturlebens den großen völkischen Reinigungsprozeß dieses Landes zu beschleunigen und Westpreußen im Geiste des Ordens endgültig in den großen Schöpfungskreis der Nation einzubeziehen.

+

In einer aufs sorgfältigste vorbereiteten Uraufführung setzte sich das Danziger Staatstheater im Januar für Ernst Schliepes Oper „Marienburg“ ein, in der der ostpreußische Komponist, hier zugleich der Verfasser des Librettos, ein überzeitliches Bild des Ritterordens zu zeichnen versucht. Damit ist also zum ersten Male diese kämpferische Gemeinschaft auf die Opernbühne gestellt worden. Jeder, der die herbe Größe des Ordens innerlich empfindet, mag vor diesem Gedanken sogar zurückgeschreckt sein. Und wirklich erfordert eine Übersetzung der Ordensidee ins Klanglich-Opernhafte vom Dichter und Komponisten ganz Besonderes, ein Vorstoßen in neue Ausdrucksbereiche der Oper. Man denkt zwangsläufig an die episch-oratorische Form, die für die Betonung der Gemeinschaft in dieser überindividuellen Sphäre den würdigen Rahmen abgegeben hätte. Statt dessen hat Schliepe, in Geschichte und Ästhetik der Oper wohl bewandert, ein musikalisches Theater hingesetzt, das in wesentlichem der Vergangenheit verpflichtet ist. Eine frei erfundene Liebesgeschichte, an der ein junger Ritter und eine slawisierte Deutsche, eine allmählich zum Instinkt des Blutes zurückfindende Spionin, teilnehmen, bildet das persönliche Geschehen, während der Kampf zwischen Deutschen und Slawen — der Name Polen ist vermieden — als geistiger *Cantus firmus* darüberschwebt. Auch bei der Darstellung des nationalen Kampfes hat Schliepe aus der Abneigung gegen die historische Oper den Boden der geschichtlichen Wirklichkeit verlassen und ein mythisches Bild erstrebt. Selbst der ostdeutsche Hörer, der in Einzelheiten der Ordensgeschichte besonders empfindlich ist, wird sicherlich bereit sein, dem Verfasser dichterische Freiheit zuzugestehen. Was er aber von ihm verlangt, das ist die Verklärung des wahren Wesens des Ordens. Auf diesem Gebiet liegen aber die schwersten Bedenken gegenüber dem Werk: Die mönchisch-asketische Seite überwiegt nämlich selbst im Hinblick auf die geschichtliche Vergangenheit die kämpferische. Man gesteht gern ein, daß Schliepe es teilweise zu lebendigen Bühnenwirkungen gebracht hat. Leider liegt aber das opernhafte Schwergewicht auf den farbensprühenden Slawenbildern, denen gegenüber sich die Gralsszenen in der Marienburg nicht beherrschend genug behaupten können. So begrüßenswert es auch ist, daß unser ostdeutscher Mythos neue Formungen erfährt, so kann diese Operngestalt noch nicht als eine wirkliche Lösung angesprochen werden; sie bleibt weiterhin das Ziel unserer einheimischen Künstler.

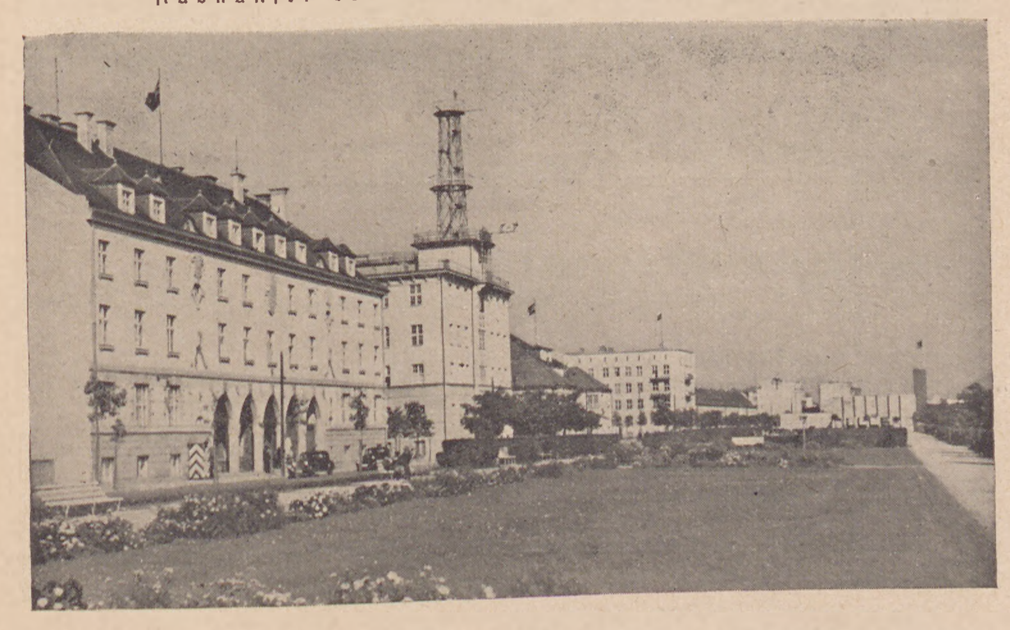
Paul Zelter.

Die Uraufführung des Terra-Filmes „Der Strom" nach dem bekannten Schauspiel Max Halbes hat erneut die Frage nach einem wesenhaft „ostdeutschen" Spielfilm aufgeworfen. Halbes „Strom" gehört mit seiner „Jugend" zu den Bühnenwerken, die den Durchbruch Westpreußens in der neueren Dichtung erzwungen haben. Der „Strom" ist nicht nur durch die Autorschaft des Westpreußen Max Halbe, sondern durch Schauplatz, Problemstellung, Menschenzeichnung und sprachliche Diktion ein in jeder Phase westpreußisches Werk — womit natürlich nur sein geistiger Ursprung und nicht sein Wirkungsbereich abgesteckt sein soll. Es hätte naheliegen können, aus dem Stoff dieser typisch ostdeutschen Dichtung auch einen ostdeutschen Film zu gestalten, der ostdeutsche Menschen in einer ostdeutschen Landschaft ostdeutsche Schicksale erleben läßt. Das ist nicht der Fall. Die Weichsel der Halbeschen Dichtung ist der „Strom" schlechthin geworden, das Landschaftsbild schwankt zwischen Oder und Weser, die Dialekte wechseln zwischen Pommern und Ostpreußen, die Schicksale sind ihrer räumlichen Gebundenheit enthoben und allgemein geworden. Wir glauben die Beweggründe der Filmgesellschaft zu kennen. Mit der Aufhebung der örtlichen Gebundenheit glaubte man dem Begriff „Strom" eine höhere, überregionale Bedeutung und damit eine Symbolkraft geben zu können, die in dem Begriff „Weichsel" nicht zu liegen schien. Daneben geht man von der Erwägung aus, daß eine räumliche Festlegung des Stoffes die Wirkungsmöglichkeit des Filmes in anderen Teilen des Reiches, also in West- oder Süddeutschland, oder gar im Ausland schmälern müßte und den Film damit vielleicht sogar wirtschaftlich untragbar machen würde. Wollte man diesen Einwand anerkennen, so müßte man die unbestreitbare Tatsache verleugnen, daß Halbes Dichtung, die sich, wie gesagt, räumlich auf das Genaueste festlegt, gerade im Westen und Süden ihre besten und erfolgreichsten Aufführungen erlebt hat. Darüber hinaus darf man auch der Auffassung sein, daß der Film als erfolgreichstes und wirkungsvollstes Propagandamittel es sich zur Aufgabe machen sollte, durch eine fesselnde Spielhandlung den Osten, seine Menschen und seine Probleme zu zeigen und damit gerade in West- und Süddeutschland für den Osten zu werben. Anstatt den allgemeinen Begriff „Strom" ins Symbolische zu erheben, hätte es nichts geschadet, den Begriff „Weichsel" in seiner ganzen Schicksalhaftigkeit aufzuzeigen, was sicher ohne Schwierigkeiten und ohne Verminderung der Filmwirkung möglich gewesen wäre. Man wartet in Ostdeutschland auf einen Spielfilm, der einmal bewußt ein ostdeutsches Thema in den Mittelpunkt stellt — sei es geschichtlich, sei es aktuell. Was bisher im Film unter dem Signum Osten gegangen ist, war wenig glücklich. Dieses Thema erscheint wert, einmal ausführlich behandelt zu werden. str.

Georg Nerlich, der Maler Breslaus und des Oderstromes, wurde am 6. Januar 1942 fünfzig Jahre. Einen Einblick in sein Schaffen gaben die Bilder unseres August-Heftes vom vorigen Jahre, die zu dem Aufsatze „Ostdeutsche Stadt im Bekenntnis des Malers" gehörten. Der Künstler ist als Sohn eines Baumeisters in Oppeln geboren und wurde im Jahre 1912 Schüler der Kunstakademie Breslau, nachdem er zuerst im Baufach praktisch gearbeitet hatte. In den Jahren seiner Tätigkeit in Oppeln und Kattowitz, wo er die schwere Zeit des Polenaufstandes erlebte, entstanden Industriebilder und Bilder von der Eisenbahn, auch Stadtbilder, die später überwiegen. Vertraut mit den oberschlesischen Wäldern, blieb ihm die Liebe zur Natur. Gerade im letzten Jahr entstanden Baumbilder und Landschaftsgemälde aus dem Altvater, aus Tirol und immer wieder aus Breslaus Umgebung, von der Stadt selber und ihrem Strom. Dünen und Meer gab er in Aquarellen wieder zumeist von der Kurischen Nehrung. Studien zu der Marienburg werden ebenso zu Gemälden reifen, wie „Der Stephansdom in Wien" in diesem Jahre vollendet wurde. Sein Erlebnis schwingt in dem Ostraum und verrät die Strenge, aber auch die willentliche Bestimmtheit, die ihn mit Geschichte und Schicksal des Ostens verbinden. So fand auch eines seiner Hauptwerke, das Gemälde „Stadt im deutschen Osten", Aufnahme in der soeben erschienenen Anthologie „Das neue Lied der Heimat" (Breslau, Ferdinand-Hirt-Verlag).

+

Mit einer ganzen Reihe von kleineren Schriften ist Walter Sperling, der in Danzig ansässige, zur Zeit bei der Wehrmacht stehende Schriftsteller und Zeichner, in den letzten Jahren hervorgetreten. Aber all diese Schriften behandelten Gebiete, die weit abseits von der Literatur lagen. Jetzt tritt Walter Sperling zum ersten Male mit einem Roman hervor, den er „Wassernächte" nennt und der im äußersten Zipfel Ostpreußens, im Memelland, spielt. Der Roman, der in vorzüglicher Ausstattung bei Holle & Co. erschienen ist, ist ein Erstling, hat aber keineswegs die Merkmale eines ersten Werks. Walter Sperling hat sich als Geschichtenerzähler in jahrelanger unermüdlicher Arbeit die Feder glatt geschrieben und schöpfte — als er diesen Roman schrieb — aus seiner guten Kenntnis der Landschaft und ihrer Bewohner. Der Roman, in dem nur wenige Figuren handelnd auftreten, ist in seiner schlichten, treffsicheren und vom Herzen diktierten Schreibweise eine schöne, vielversprechende Leistung. L. P. Manhold.







Neustadt

In schönster landschaftlicher Lage, unweit der See, verkehrsgünstig an der Ostbahn Berlin-Stettin-Danzig-Königsberg und an der Reichsstraße 2 (45 km bis Danzig, 24 km bis Gotenhafen) gelegen, Schnellzugstation

empfiehlt **Industriegelände**

mit eigenem Gleisanschluß, in unmittelbarer Nähe von Siedlungen und Siedlungsgelände, durch Straßen erschlossen,

geeignet **für Industrien aller Art**

Elektrisches Licht und elektrische Kraft, Gaswerk, Kanalisation, Wasserkraft und Wasserleitung vorhanden. **Reicher Waldbestand.**

Volksschulen, Hauptschule, Oberschule, Fortbildungsschule, Landwirtschaftsschule, Freibad und Warmbad am Platze.

Auskunft erteilt der

Amtskommissar Neustadt Reichsgau Danzig-Westpreußen, Adolf-Hitler-Platz

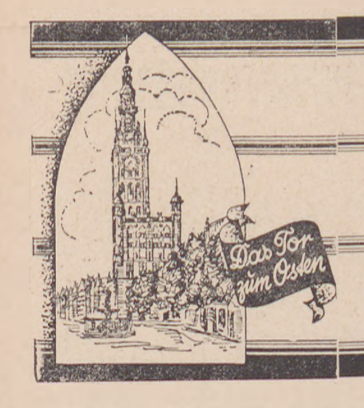


Deutsch-Eylau

und seine herrliche Umgebung - Wald - See - bietet viel Interessantes!

Günstige Entwickelungsmöglichkeiten für Industrie, Handel und Handwerk

Auskunft und Prospekte: Städt. Verkehrsamt Dt.-Eylau



KARL ORTMAN

OBST - GEMÜSE - SÜDFRÜCHTE

IMPORT UND WAGGONBEZUG ÜBER

DANZIG

DANZIG, HUNDEGASSE 95

RUF: 27270, 28803 - DRAHT: ORTMAR - WAGGON-
ANSCHRIFT: BERGSPED, DANZIG - LEEGESTOR

ARTUR ENGELHARDT, DANZIG

Abt. A

Apothekenbedarf
Medizinflaschen und STADA-Packungen
Standgefäße mit eingebr. Beschriftung
Glasgeräte, Trichter
Mensuren usw., Glasballons
Gärflaschen, Korke und Spunde
Vierka-Weinhefen und Einmacheartikel
Garantol-Eierkonservierung usw.

Abt. B

Jenaer feuerfestes Glasgeschirr
Konservengläser
Kelch- und Tischglas
Porzellan
Steingut
Lampen, Zylinder, Dochte
Verdunster für Heizungen
usw.

Lieferung erfolgt nur an Wiederverkäufer

Großhandlung für Apothekenbedarf und Wirtschaftswaren

Kiebitzgasse 3, Ruf 263 32 und 263 33

„Gleich um die Ecke die Post,



wo ich stets meine Ersparnisse einzahle. Da komme ich täglich sowieso vorbei; das kostet mich keinen besonderen Weg", sagt die Hausfrau.

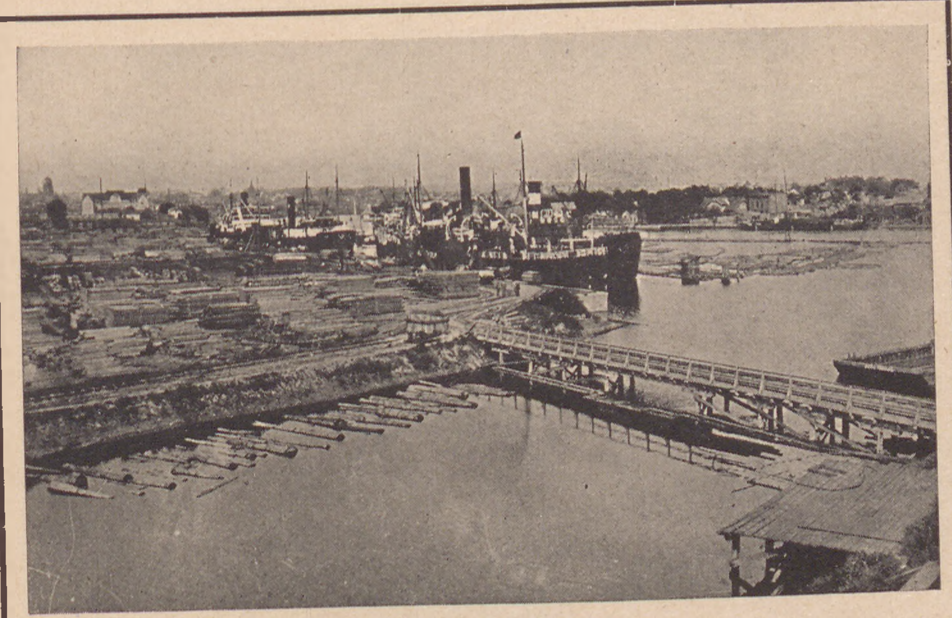
„Und oft gespart ist **doppelt** gespart! Brauche ich aber schnell einmal Geld, zahlt es mir jedes Postamt sofort aus."

POSTSPAREN - bequem sparen!

1. Postsparbücher stellen alle Postämter aus.
2. Bis 100 RM können täglich ohne Kündigung selbst an den kleinsten Orten und beim Landzusteller abgehoben werden.
3. Wer nur kleine Beträge sparen kann, wählt die **Postsparkarte**.
4. Auskunft erteilt jedes Postamt. Verlangen Sie noch heute die „Anleitung für Postsparer"!

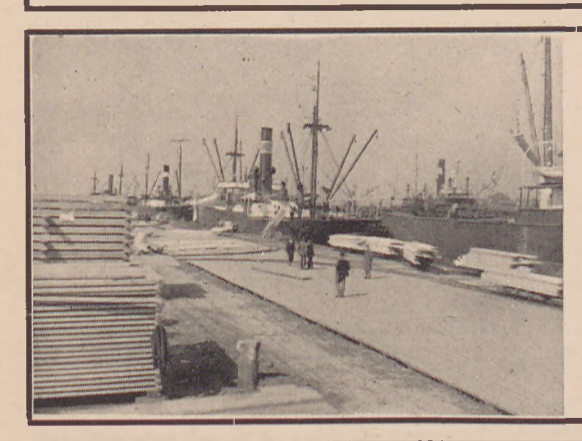
Postsparbuch
Nr. 2.009.456*
Deutsche Reichspost

DEUTSCHE REICHSPOST
POSTSPARKASSENDIENST





GÖTZEN
Danziger Goldwasser
Kurfürstl. Magen
Danziger Liköre
von
Julius v. Götzen
DANZIG
JULIUS VON GÖTZEN · Fabrik Original Danziger Liköre · DANZIG



Carl Voigt

Kolonialwaren-Großhandlung

+

Danzig

Fischmarkt Nr. 37/39

Millionen haben Tee Marke TEEKANNE getrunken.

Millionen werden ihn später wieder trinken.

Für die Zeit, in der es keinen Tee gibt, haben die von uns geschaffenen Austauschgetränke für echten Tee

Teeka-Fruchttee
Teeka-Fix
Meta-Fixminze

maßgebend dazu beigetragen, die Hausfrauen von der Sorge um das tägliche Getränk zu befreien.

„TEEKANNE"



Über seinen besten Jugendfreund, den Kriegsrat

Johann Heinrich Merck

dessen Geburtstag sich 1941 zum 200. Male jährt, schrieb Goethe im Jahre 1779: „Da er der einzige Mensch ist, der ganz erkennt, was ich tue und wie ich's tue, und es doch wieder anders sieht wie ich, von andrem Standort, so gibt das schöne Gewißheit." Johann Heinrich Merck entstammte der alteingesessenen Darmstädter Apothekerfamilie Merck. Sein Geist und sein praktischer Weitblick, seine glänzenden Leistungen als Schriftsteller und Naturforscher bildeten die Bewunderung der Zeitgenossen. Im Enkel dieses Mannes, dem Darmstädter Apotheker Heinrich Emanuel Merck, vereinigten sich abermals wissenschaftliches Streben und praktische Tatkraft. Er begründete im Jahre 1827 die nach ihm genannte

CHEMISCHE FABRIK
E. MERCK
DARMSTADT

und wurde damit zu einem der bedeutendsten Pioniere der deutschen chem.-pharm. Industrie.

1/3A